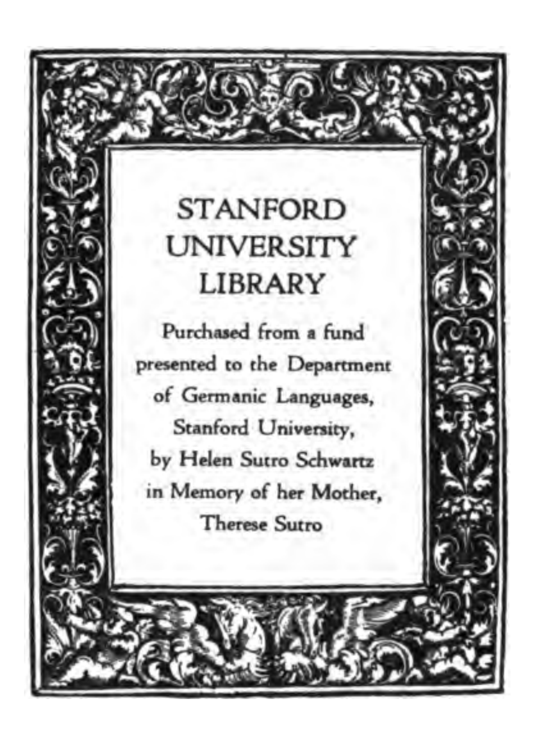
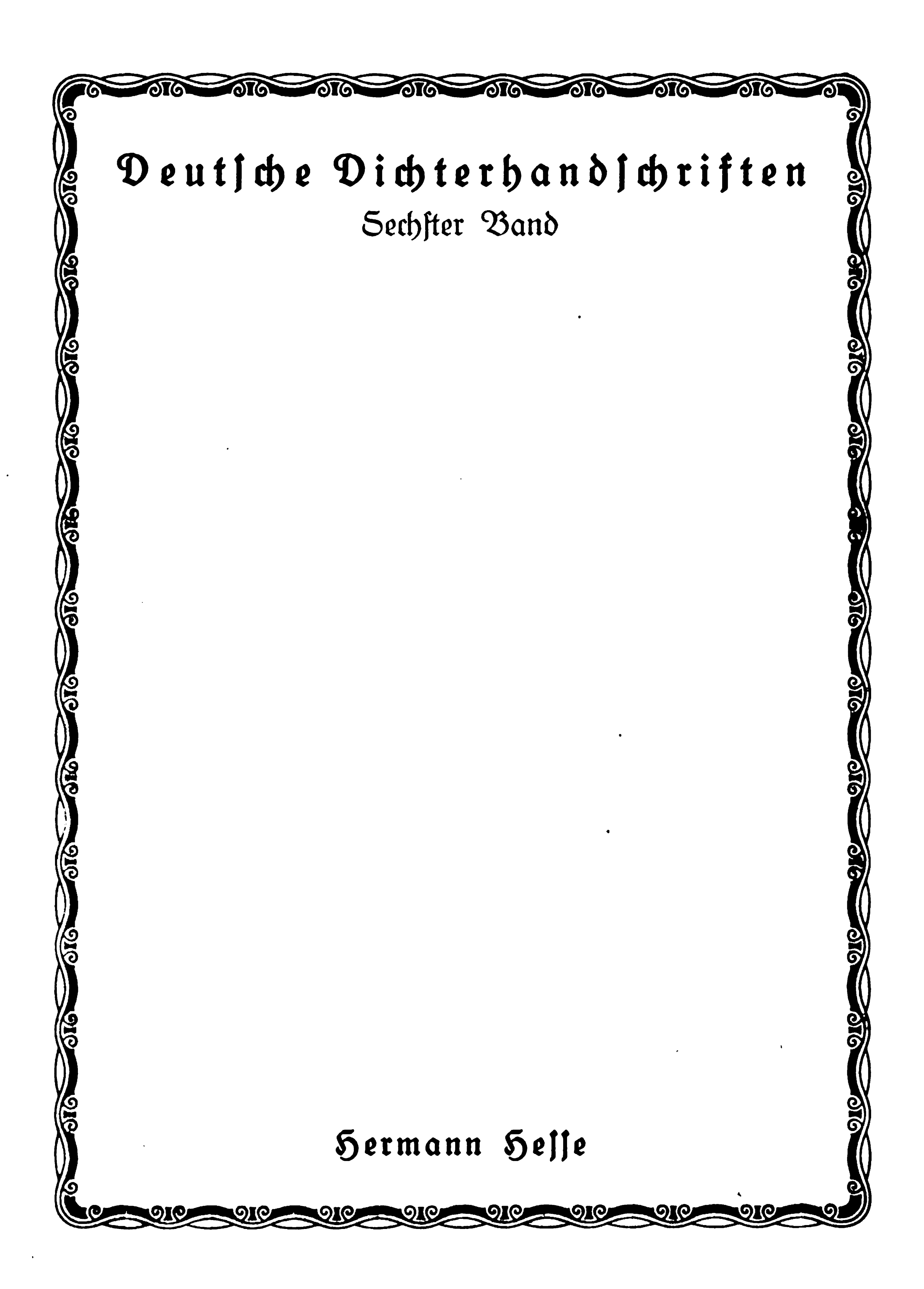

HERMANN
HESSE


STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARY
Purchased from a fund
presented to the Department
of Germanic Languages,
Stanford University,
by Helen Sutro Schwartz
in Memory of her Mother,
Therese Sutro

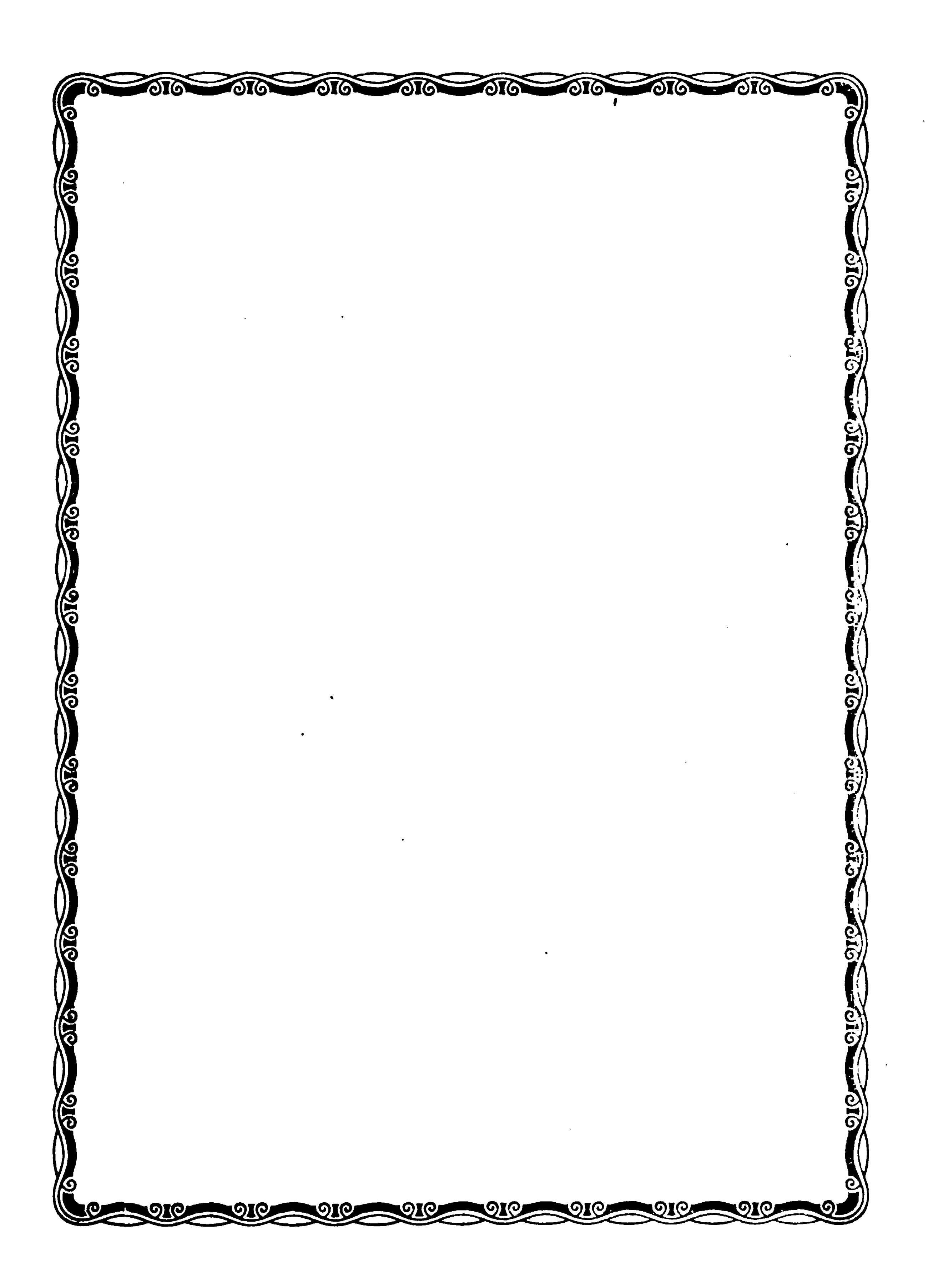

Digitized by Google



Deutsche Dichterhandschriften

Sechster Band

Hermann Hesse

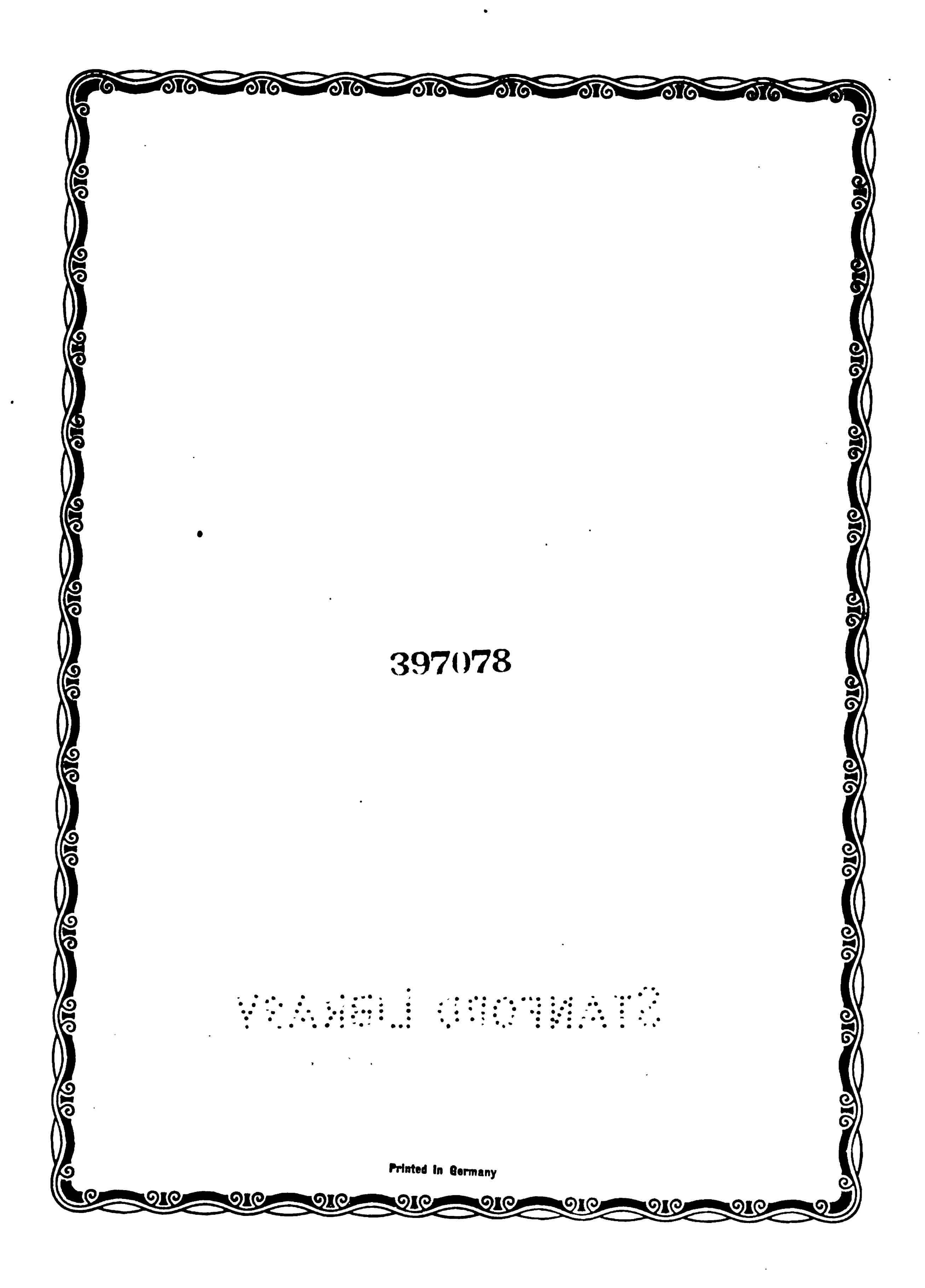


Deutsche Dichterhandschriften

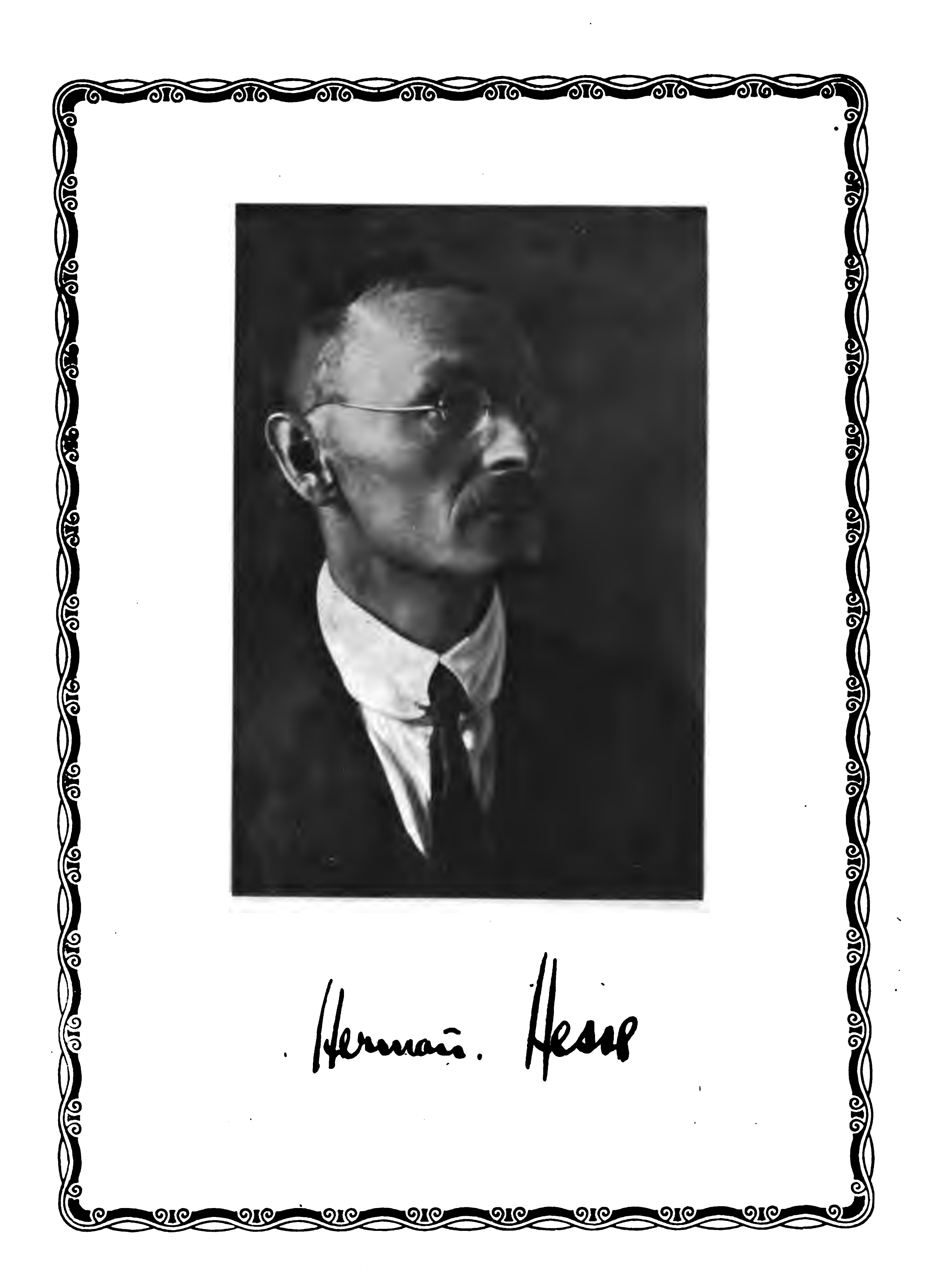
Herausgegeben von Dr. Hanns Martin Elster

Hermann Hesse

Lehmannsche Verlagsbuchhandlung
(Lehmann & Schulze)
Dresden



Printed in Germany


Hermann Hesse

Dieses Buch wurde in der Lehmannschen Buchdruckerei in Dresden gedruckt und gebunden

Einleitung

Viele Dichter haben sich leicht zu einer Eigenschilderung ihres Lebensweges, ihrer inneren und äußeren Entwicklung entschließen können. Hermann Hesse nicht. Ihm war das eigene Leben nicht gegeben in den Daten seiner Geburt, seines Schulbesuchs, seiner Versuche, im bürgerlichen Sein festen Fuß zu fassen, seiner Erfolge als Dichter und Schriftsteller, seiner Taten und Erfahrungen als Mann, Liebender, Ehemann und Wiedervereinsamter. Ihm lag sein eigentliches Dasein stets in und zwischen, mit und hinter diesen Dingen und Vorgängen, über ihnen und durch sie, ihm war das Leben stets schwebend zwischen den Tatsachen, ihm war es das Gefühl, niemals das Geschehen, stets war er auf der Suche nach dem tieferen Sinn des Lebens. Wohl ist es zum Verständnis, zum tieferen Eindringen in sein Werk, in das Wesen seiner Persönlichkeit gut, zu wissen, daß dieser Dichter, geboren am 2. Juli 1877 im Schwarzwälder Städtchen Calw, der Sohn eines Missionars ist, also eines Menschen, dem die Innenwelt und das religiöse Problem, dem das Seelische Lebensaufgabe gewesen, wohl ist es gut, zu wissen, daß schwäbisch-alemannisches Blut in seinen Adern fließt. Aber die Bedeutsamkeit dieser Zusammenhänge enthüllt sich doch erst in ihren geistig-seelischen Folgerungen, in der Feststellung, daß dem Knaben mit den Eltern eine Innenkraft, mit dem Geburtsort eine Heimat und damit eine Sehnsucht und eine Erinnerung, die zwei bestimmenden Elemente seiner Persönlichkeit, zu eigen gegeben ward. Von Jugend auf wurzelte er hierin allein: die Sehnsucht führte ihn über die Schulenge, über die Lateinschule des niederen theologischen Seminars in Maulbronn und über das Gymnasium, über die Not einer zarten, verträumten Jugendsensibilität in die Realistik eines praktischen Berufes. Den Mechaniker hemmte am bürgerlichen Fortschreiten die Stimme im Innern: zuerst zaghaft drängend, dann immer ununterdrückbarer bestimmte die literarische Anlage die Führung des Alltages. Aus dem gleichen Wunsche, wie so viele Dichter, wie Raabe, wie Flaischlen, und mit dem gleichen Ergebnis der Unbefriedigtheit wurde Hesse nun Buchhändler: mit Büchern handeln heißt aber noch nicht in der geistigen, künstlerischen Welt der Bücher leben. Alle Literatur- und Kunststudien brachten nicht die Erlösung vom äußeren Zwang des Berufes: erst das eigene Schaffen führte zur Freiheit. Tübingen, wo die einstigen Schulkameraden und Jugendfreunde studierten, wo die ersten veröffentlichten Dichtungen entstanden, Basel, wo das erste Büchlein ans Licht trat und der junge Dichter seine Frau kennen lernte, bildeten mit stets wiederholter Rückkehr in die Heimat die Etappen des Weges zu seinem ersten, großen Werk und Erfolg, zum „Peter Camenzind". Nun konnte er alle Fesseln des Berufslebens abwerfen, sich im Elternhause nur seinem Schaffen, dem zweiten Roman „Unterm Rad" und den ersten Novellen „Diesseits" hingeben, ehe er heiratete

und ein eigenes Heim gründete. In Gaienhofen am Bodensee, neben seinem Freunde Ludwig Finckh, in einem jungen Eheglücke und mit dem Willen zur Idylle in Einsamkeit und Gartenfrieden. So sehr er aber Gegenwartsglück und Aufgehen in der Natur durch Vergraben in die Erinnerung und in die engumschlossene Welt der süddeutschen Kleinstadt, der Heimat, festzuhalten, auszubauen, zu vertiefen strebte, so wenig konnte er den Ruf der Sehnsucht im eigenen Innern ersticken. Es trieb ihn wieder auf und hinaus, in die Fernen der Erde, in die Schönheiten der Welt, nach Italien, nach der Schweiz, nach Indien: der kleine Bezirk des Lebens weitete sich ihm, es wandelte sich, was Glück gewesen, der Dichter sah ein Ziel ferne liegen, nicht klar, aber stark es fühlend, er zog ihm schweigend entgegen, das Gegenwärtige ändernd, umformend, auflösend. So sprengte er den Rahmen, in den er sein Leben am Bodensee gebannt; die Idylle versank, die Unruhe herrschte von neuem vor, das Ruhen im Gewoge ward zu einem Treiben im Gewoge, fort vom Eheleben, von der Nähe der einen Frau, die sich von ihm löste. Wieder stand er allein, nur ein Schaffender, der Einsamkeit, dem schöpferischen Triebe hingegeben: das Ich im All, ganz Seele und Sehnsucht, bar aller Fesseln, bar aller Berufe, eine Stimme nur, die klingt, die kündet vom inneren Erleben und von inneren Erlebnissen, im Rausche des Schaffens, in der Klarheit des Bildens, in der Vielheit einer weitgespannten Weltstellung und Gegenwartsbetätigung, überhoben über das eigene Wohlsein. Im Spätsommer 1914 meldete er sich wie so viele als Freiwilliger, ohne angenommen zu werden; die Kriegsjahre hindurch leistete er das Wertvollste für seine Heimat, was er durch sein Ich, durch seine Stellung mit den damit verknüpften Beziehungen leisten konnte: in der Fürsorge für deutsche Gefangene innerhalb der Schweiz. Bis auch ihm aus dem Chaos der Zeiten die letzte innere Freiheit erwuchs, jene Erhabenheit, die vielleicht irrt in irdischen Dingen, aber nicht mehr irrt in seelisch-geistigen Bereichen, die ewig ringt um die Fülle der Probleme, wie sie sich ringsumher aufgetan, niemals aber auch den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht aus den Augen läßt, den Mittelpunkt des Seins, der alles Leben erst lebenswert macht, allein anerkennt: das Gebot, der Seele allein zu dienen, wie immer sie ruft, das Gebot der Hingabe an Gott.

Ein Wanderer ist Hermann Hesse. Seines Bleibens ist nirgends. Wohl siedelt er bald hier bald da fest, zurzeit in Montagnola bei Lugano — aber er kann doch nimmer am Boden haften, ununterdrückbar begehrt in ihm die Seele nach neuen, anderen Erlebnissen, Bildern, Gesichten. „Wie der Tag zwischen Morgen und Abend," bekennt er selbst in Begleitschilderungen zu seinen jüngsthin im „Wieland" veröffentlichten Aquarellen, „so vergeht zwischen Reisetrieb und Heimatwunsch mein Leben. Vielleicht werde ich einmal soweit sein, daß Reise und Ferne mir in der Seele gehört, daß ich ihre Bilder in mir habe, ohne sie mehr verwirklichen zu müssen. Vielleicht auch komme ich noch einmal dahin, daß ich Heimat in mir habe, und dann gibt es kein Liebäugeln mit Gärten und roten Häuschen mehr. — Heimat in sich haben!

Wie wäre da das Leben anders! Es hätte eine Mitte, und von der Mitte aus schwängen alle Kräfte.

So aber hat mein Leben keine Mitte, sondern schwebt zuckend zwischen vielen Reihen von Polen und Gegenpolen. Sehnsucht nach Daheimsein hier, Sehnsucht nach Unterwegssein dort. Verlangen nach Einsamkeit und Kloster hier, und Drang nach Liebe und Gemeinschaft dort! Ich habe Bücher und Bilder gesammelt, und habe sie wieder weggegeben. Ich habe Üppigkeit

und Laster gepflegt, und bin davon weg zu Askese und Kasteiung gegangen. Ich habe das Leben gläubig als Substanz verehrt, und kam dazu, es nur noch als Funktion erkennen und lieben zu können.

Aber es ist nicht meine Sache, mich anders zu machen. Das ist Sache des Wunders. Wer das Wunder sucht, wer es herbeiziehen, wer ihm helfen will, den flieht es nur. Meine Sache ist, zwischen vielen gespannten Gegensätzen zu schweben und bereit zu sein, wenn das Wunder mich ereilt. Meine Sache ist, unzufrieden zu sein und Unrast zu leiden.

Rotes Haus im Grünen! Ich habe dich schon erlebt, ich darf dich nicht nochmals erleben wollen. Ich habe schon einmal Heimat gehabt, habe ein Haus gebaut, habe Wand und Dach gemessen, Wege im Garten gezogen und eigene Wände mit eigenen Bildern behängt. Jeder Mensch hat dazu einen Trieb — wohl mir, daß ich ihm einmal nachleben konnte! Viele meiner Wünsche haben sich im Leben erfüllt. Ich wollte ein Dichter sein, und wurde ein Dichter. Ich wollte ein Haus haben, und baute mir eins. Ich wollte Frau und Kinder haben, und hatte sie. Ich wollte zu Menschen sprechen und auf sie wirken, und ich tat es. Und jede Erfüllung wurde schnell zur Sättigung. Sattsein aber war das, was ich nicht ertragen konnte. Verdächtig wurde mir das Dichten. Eng wurde mir das Haus. Kein erreichtes Ziel war ein Ziel, jeder Weg war ein Umweg, jede Rast gebar neue Sehnsucht.

Viele Umwege werde ich noch gehen, viele Erfüllungen noch werden mich enttäuschen. Alles wird seinen Sinn einst zeigen.

Dort, wo die Gegensätze erlöschen, ist Nirwana. Mir brennen sie noch hell, geliebte Sterne der Sehnsucht."

Hermann Hesses Sehnsucht schwebt im All, schwingt im Rhythmus des Alls: jetzt erst, nach dem gewaltigen Erleben der chaotischen letzten Jahre ringt er sich zu seinem eigensten hindurch: ihm lösen sich Raum und Zeit auf, ihm bleibt nur das Erleben Gottes im All ringsumher in seinen Bildern, in seinen Gedichten, in seinen Prosawerken. Alle Wege münden bei ihm nun in Gott, entwickeln sich zu einer großen Zwiesprache mit Gott, wie der Landstreicher Knulp sie am Ende seines irdischen Weges mit Gott abhält, und Gott spricht zu ihm durch Sonne und Wind, Gras und Baum, durch die Landschaft und die Menschen. Er ruht in Gott in seinen glücklichsten Stunden. Dies Ruhen ist aber kein Ende der Unruhe. Unzerstörbar lebt in ihm das Eigenleben der Seele, die an ihrem Geschicke webt. Ihr Sonnenglanz hat ihre Schattenseite, ihre Allverbundenheit hat ihre Gegenseite in der grenzenlosen Einsamkeit des Ichs: ein Einzelner treibt er auf dem Meere des Lebens, bald auf sonnenbeglänzten Wellengipfeln, bald in dunklen Wellentälern. Mit einer gewissen Regelmäßigkeit, wie er selbst bekennt, wechseln Sonnenglanz und Seelendunkel in seinem Innern: „Ich kenne die Daten und Zahlen nicht," schreibt er im „Wieland", „ich habe niemals ein fortlaufendes Tagebuch geführt. Ich weiß nicht und will nicht wissen, ob die Zahlen 23 und 27, oder irgendwelche andere Zahlen, damit zu tun haben. Ich weiß nur: Von Zeit zu Zeit erhebt sich in meiner Seele, ohne äußere Ursachen, die dunkle Welle. Es läuft ein Schatten über die Welt, wie ein Wolkenschatten. Die Freude klingt unecht, die Musik schal. Schwermut herrscht, Sterben ist besser als Leben. Wie ein Anfall kommt diese Melancholie von Zeit zu Zeit, ich weiß nicht in welchen Abständen, und überzieht meinen Himmel langsam mit Gewölk. Es beginnt mit Unruhe im Herzen, mit Vor-

gefühl von Angst, wahrscheinlich mit nächtlichen Träumen. Menschen, Häuser, Farben, Töne, die mir sonst gefielen, werden zweifelhaft und wirken falsch. Musik macht Kopfweh. Alle Briefe wirken verstimmend und enthalten versteckte Spitzen. In diesen Stunden zum Gespräch mit Menschen gezwungen zu sein ist Qual und führt unvermeidlich zu Szenen. Diese Stunden sind es, wegen deren man keine Schießwaffen besitzt; sie sind es, in denen man sie vermißt. Zorn, Leid und Anklage richten sich gegen alles, gegen Menschen, gegen Tiere, gegen die Witterung, gegen Gott, gegen das Papier des Buches, in dem man liest, und gegen den Stoff des Kleides, das man anhat. Aber Zorn, Ungeduld, Anklage und Haß gelten nicht den Dingen, sie kehren von ihnen allen zurück zu mir selbst. Ich bin es, der Haß verdient. Ich bin es, der Mißklang und Häßlichkeit in die Welt bringt.

Ich ruhe heut von einem solchen Tage aus. Ich weiß, daß nun eine Weile Ruhe zu erwarten ist. Ich weiß, wie schön die Welt ist, daß sie für mich zu Stunden unendlich schöner ist als für irgend jemand sonst, daß die Farben süßer klingen, die Luft seliger rinnt, das Licht zärtlicher schwebt. Und ich weiß, daß ich das bezahlen muß durch die Tage, wo das Leben unerträglich ist. Es gibt gute Mittel gegen die Schwermut: Gesang, Frömmigkeit, Weintrinken, Musizieren, Gedichtemachen, Wandern. Von diesen Mitteln lebe ich, wie der Einsiedler vom Brevier lebt. Manchmal scheint mir, die Schale habe sich gesenkt und meine guten Stunden seien zu selten und zu wenig gut, um die üblen noch aufzuwiegen. Zuweilen finde ich im Gegenteil, daß ich Fortschritte gemacht habe, daß die guten Stunden zu- und die bösen abgenommen haben. Was ich niemals wünsche, auch in den schlechtesten Stunden nicht, das ist ein mittlerer Zustand zwischen Gut und Schlecht, so eine laue erträgliche Mitte. Nein, lieber noch eine Übertreibung der Kurve — lieber die Qual noch böser, und dafür die seligen Augenblicke noch um einen Glanz reicher!

Abklingend verläßt mich die Unlust, Leben ist wieder hübsch, Himmel ist wieder schön, Wandern wieder sinnvoll. An solchen Tagen der Rückkehr fühle ich etwas von Genesungsstimmung: Müdigkeit ohne eigentlichen Schmerz, Ergebung ohne Bitterkeit, Dankbarkeit ohne Selbstverachtung. Langsam beginnt die Lebenslinie wieder zu steigen. Man summt wieder einen Liedervers. Man bricht wieder eine Blume ab. Man spielt wieder mit dem Spazierstock. Man lebt noch. Man hat es wieder überstanden. Man wird es auch nochmals überstehen, und vielleicht noch oft.

Es wäre mir ganz unmöglich zu sagen, ob dieser bewölkte, still in sich bewegte, vielfädige Himmel sich in meiner Seele spiegelt, oder umgekehrt, ob ich von diesem Himmel nur das Bild meines Inneren ablese. Manchmal wird das alles so völlig ungewiß. Es gibt Tage, an denen bin ich überzeugt, daß kein Mensch auf Erden gewisse Luft- und Wolkenstimmungen, gewisse Farbenklänge, gewisse Düfte und Feuchtigkeitsschwankungen so fein, so genau und treu beobachten könne wie ich mit meinen alten, nervösen Dichter- und Wanderersinnen. Und dann wieder, so wie heute, kann es mir zweifelhaft werden, ob ich überhaupt je etwas gesehen, gehört und gerochen habe, ob nicht alles, was ich wahrzunehmen meine, bloß das nach außen geworfene Bild meines inneren Lebens sei."

So ist Hermann Hesses Leben: ein steter Weg zum eigenen Ich, zu immer innigerer Allverbundenheit, reinerer Klarheit und tieferer Seelentreue. Kann man über solchen Weg eine Autobiographie schreiben? Sie würde ohne Ende sein. Sie ist auch ohne Ende: sie setzt sich stetig fort im Werk, von Werk zu Werk und wird erst vollendet sein, wenn die Stunde des

Todes des Dichters Mund verschlossen. Die Werke sind Hermann Hesses Autobiographie. Sie sind gewoben aus den drei Grundzügen seines Wesens: aus Erinnerung, Sehnsucht und Melancholie.

Erinnerung, Sehnsucht, Melancholie: sie kommen her aus der Welt des Gefühls, sie wurzeln in ihr. So ist auch Hesses Dichtertum wie alle Kunst im Gefühl begründet, bei ihm im besonderen bestimmt durch die Herkunft aus der Lyrik. Lyrik steht am Anfang seines Schaffens und bleibt deren Unterströmung. Der Einundzwanzigjährige bringt „romantische Lieder" dar, gibt seinen Gesichten Raum in Versen und Bildern, Stimmungen und Klängen „Eine Stunde hinter Mitternacht", kündet in lockeren Tagebuchblättern mit den „Hinterlassenen Schriften und Gedichten von Hermann Lauscher" immer nur von seiner Innenwelt, meldet sich mit eigenem Ton zuerst in den „Gedichten", deren Herausgabe Carl Busse für den Fünfundzwanzigjährigen betreut, und schreibt sich die Entwicklung seiner Seele vom Herzen in erster Überschau und Klärung mit dem „Peter Camenzind", der ihn 1904 mit einem Schlage bekannt und geliebt macht als Neuromantiker, als Dichter der Seele. Er selbst war sich unbezweifelbar klar darüber, daß er es sei. Er wollte es geradezu sein. Er fühlte seine Wurzeln im romantischen Wesen. Am Ende der naturalistischen Literaturepoche stellte er sich in bewußten Gegensatz zur naturalistischen Schule: er wollte sich nicht mehr im Alltag peinlich mühen, sondern den Alltag nur dort erleben, wo er voller Poesie wäre, er wollte schweifen in der Welt der Gefühle, der Träume, der Stimmungen, er wollte lauschen der Musik im eigenen Innern und er wollte — dumpf nur ahnte es der Jüngling — stetig wissend fühlen, fühlend wissen, daß alle Dinge nur Ausflüsse eines höheren und ewigen Lebens sind, er wollte Werke geben, die nach seinem eigenen schönen Worte, „wie das Lallen eines Träumenden sind, der, ohne es zu wissen, von den flüchtig erblickten Höhen einer jenseitigen Welt mit schweren Lippen murmelt".

So war von Anfang an der Ewigkeitszug in seiner Dichtung. Der Ewigkeitszug der Romantiker, die eine unstillbare Sehnsucht nach einer besseren Welt, nach Schönheit und steter Läuterung im Herzen tragen, in deren Inneren es immer klingt, Musik verbunden, die Sprache ein Gesang, das Leben voll traumdunkler Melodien. Novalis, Hölderlin, Tieck, E. T. A. Hoffmann wurden Hesses erste Lehrmeister, ehe er reifend hinfand zu seinem wahren Lehrer und Vorbild, zu Gottfried Keller. Die Welt war dem Jüngling kein Weltanschauungsproblem, sondern ein Schönheitsversprechen. Nur wenige faustische Elemente waren ihm angeboren. Er erfaßte das Irdische ästhetisch und das eigene Innere religiös im Sinne seines Heiligen, Franz von Assisi, voll Sehnsucht nach Stille und Frieden. Diese Stille und diesen Frieden fand er allein in der Schönheit: so verband sich ihm Außen- und Innenwelt, das Reich der Erscheinungen mit dem Reich des Gemütes. Ein zweiter Hyperion ging er durch seine jungen Tage: was Waiblinger einst im „Phaeton", den Arthur Schurig uns jüngst in einem pfleglich der Urausgabe nachgebildeten mit sorgsamem Nachwort versehenen Neudruck (in der Lehmannschen Verlagsbuchhandlung Dresden) wieder nahebrachte, für die eigene und für Hölderlins Innenentwicklung voll starken Dichtertums kündete, das gilt auch für Hesses Jünglingszeiten und erstes inneres Ringen. Hesses Verse und Waiblingers „Phaeton" sind getragen von gleichen Kräften und Schwingungen: Verstand und Logik werden dem instinktivem Gefühl untergeordnet und das Gefühl betet die Schönheit an, erschaut sie in visionären Augenblicken und sehnt sich in den anderen Stunden des Lebens voll Schwermut danach, sie zu erschauen.

„Seht, der Fremdling ist hier, der aus demselben Land sich verbannt fühlt, wie ihr; traurige Stunden sind ihm geworden; es neigte früh der fröhliche Tag sich ihm" ist das von Novalis übernommene Motto seiner ersten Lieder, in denen er noch stark mit dem formalen Ausdruck ringt. Der Jüngling noch ganz anlehnungsbedürftig. Auch in seinen ersten Prosaversuchen „Eine Stunde hinter Mitternacht": in diesen Stimmungsschilderungen sucht er nach Art seines Landsmannes Hölderlin das Land der Griechen mit der Seele: Kunst schaffend aus Kunst. Freilich melden sich schon erste Keime zu Originalität in echter Leidenschaft, in Farbenrausch, und im Ringen mit dem noch ganz unpersönlichen Stil. Im Anschluß an Stefan George, an Maeterlinck wird jene abwägende Besonnenheit erahnt, auf deren Linie die eigene Stilentwicklung liegt.

Die Befreiung von der Jünglingswelt brachte dann das Hermann-Lauscher-Büchlein. Der Dichter nennt es selbst seine pseudonyme Abrechnung über seine „damals zu einer Krise gediehenen Jünglingsträume". „Ich dachte damals mit dem von mir erfundenen und totgesagten Lauscher meine eigenen Träume, soweit sie mir abgetan schienen, einzusargen und zu begraben." Hesse nannte die mitgeteilten Stücke, die er in einem späteren Neudruck (1907/08) noch um zwei zur gleichen Zeit entstandene („Lulu" und „Schlaflose Nächte") vermehrte, „Dokumente der eigentümlichen Seele eines modernen Ästheten und Sonderlings", voll „hoher, selbstquälerischer Wahrheitsliebe". Er gab damit das Kennzeichnende dieser Bekenntnisse „einer schönen und innigen, doch nicht leichten Jugendzeit". Sie enthalten im Keime schon die gesamte spätere Persönlichkeit und, wenn man will, auch noch ein wenig mehr, denn mancher Trieb wurde nicht weiter entwickelt, mancher Sproß abgeschnitten; der Grundzug aber liegt offen zutage: es ist das Nachinnenleben. In dieser Richtung allen Denkens, Grübelns, Träumens, Fühlens konnte die Gefahr der Zersetzung, grausamer Selbstauflösung liegen; Hesse zeigte sie in seinem Gegenbilde, in der Figur des Hermann Lauscher, verwirklicht. Hier wurde das Sichselbstgenießen und -beobachten zum Sichselbstverzehren in den bitteren Kämpfen und Schmerzen des mit sich ringenden, des werdenden Künstlers, durch dessen Seele viele Gedanken und Gefühle gehen, ehe er zu den ihm wesenseigentümlichen hinfindet. Dennoch war schon, wenn auch noch nicht in willensbestimmender Stärke, das Wissen um die Notwendigkeiten des eigenen Marschweges da: in den Kindheitserinnerungen mit ihren zarten Märchenstimmungen, mit der wundervollen Darstellung der Muttererzählungen aus den Jesusschicksalen, mit der Sehnsucht nach harmonischer Künstlerschaft. Weiterhin in der vorzugsweise lyrisch bestimmten Färbung des Weltanschauens und Gestaltens: tausend Eindrücken, Stimmungen ist dieser gärende junge Mensch hingegeben; Phantasien gehört sein Tag und einer unbesieglichen Schwermut, über die allein Stunden hinter dem Weinglase hinwegbringen. Eine Fülle entzückender, einzelner kleiner Beobachtungen wird hingeschüttet. Das Ganze ist aber noch erfüllt von gärender Unruhe, die bitter abrechnet mit allen Wildheiten und Leidenschaften heißer, verlorener Stunden, hier und da bereits den Anschluß an das Realistische sucht, um nicht ganz im Gefühls- und Phantasiereich unterzugehen. Das Reale wird allerdings noch mit den Augen E. T. A. Hoffmanns gesehen, dem Führer für die Novelle „Lulu", für die „Novembernacht". Durch das Buch geht aber stark die Sehnsucht, herauszukommen aus düsteren Unklarheiten: nicht die Atmosphäre Tolstois ist die Luft, in der er atmen, glücklich werden möchte, sondern die Goethes, nicht östliche Dunkelheiten ziehen ihn an, sondern Italiens klargestaltete Schönheit und die Landschaft des Vierwaldstätter Sees in dem Glanze südlicher Sonne.

Auftauchen aus ekler Tübinger Studentensumpferei, für deren Schilderung er echte Farben findet, zur seligen Trunkenheit reiner Lebensbezwingung und harmoniedurchklungenen Künstlertums.

In seinen Gedichten (1902) rang Hesse sich damals schon zu reifer Gefühlsklarheit empor. Das Lied brach aus ihm heraus, in einfacher, ungezwungener, fast primitiver Form. Keine komplizierten Kunstgebilde schuf er: Sonette, Oktaven, Oden fehlten von Anfang an. Der Reim ward zwanglos und nach süddeutscher Aussprache in natürlicher Folge verwandt. Innere Notwendigkeit erzwang diese Verse als Ausdruck gedrängter Erlebnisse, Empfindungen, verdichtete sich zu melodisch reichen, sanghaften, volksliedschlichten Verständigungen zarter, heimlicher wehmutsvoller Träume, romantischen Sehnens in die Ferne, hingebender Anbetung der Schönheit Italiens, von Florenz, Venedig, der Reize südlicher Landschaften, südlicher Kultur, dunkeläugiger Frauen. Deutsch ist diese süße Verträumtheit voll leiser, banger Melancholie, voll milder Stimmungen und Bilder aus Schwabens welliger Landschaft. Geigenklang weht durch die Verse wie weicher, warmer Wind; nirgends ist Sturm, nirgends ist Leidenschaft, nirgends wilde Sinnlichkeit, nirgends tönt Fanfarenlärm: Frühlingszartheit, Herbsteswünschen, Sehnsucht nach Stille, Frieden, Innigkeit, Weichheit, Schönheit. Hier und da ist die Melancholie noch zu sentimental, aber sie artet nie zu Hoffnungslosigkeit aus, sie ist stets noch voller Auftrieb und voller Glauben, wenn sie auch weiß:

> Seltsam, im Nebel zu wandern!
> Leben ist einsam sein,
> Kein Mensch kennt den andern,
> Jeder ist allein.

In den „Gedichten" fand Hesse seinen Ton. Auch die späteren Sammlungen „Unterwegs" (1911) und „Musik des Einsamen" (1915) änderten die Grundstimmung nicht: sie blieb elegisch, voll holder Schwermut, voll schwärmender Liebe für den Reichtum der Nächte, durchtränkt mit dem bedrückenden Wissen um das Rätselhafte des Lebens und verschönt vom Glanze innigster, leis schmerzvoller Frauenverehrung und Schönheitsanbetung. Sie entwickelte sich nie aus ihrer natürlichen Schlichtheit und sanghaften Musik zu bewußten Kunstformen und schwierigen Vorspielereien: die Wahrheit des Erlebens blieb Richtschnur und sie kündet stets von einer leichtverletzlichen Zartheit einer stets tief im Inneren leidenden Seele, die sich nicht zu erlösen weiß. So wirkt Hesses Lyrik durchaus einheitlich: sie klingt wie ein einziges Lied verhalten durch all sein Schaffen hindurch ... Chopinsche Klänge voll süßer Trauer quellen weich und wiegend mit Volksliedschwermut aus.

Der Zwiespalt zwischen dem Erleben der Wirklichkeit und der Schönheitssehnsucht, der ihn friedelos machte, fand erst seine Aufhebung, als Hesse sich an Franz von Assisi, über den er ein feines Büchlein schrieb, hingab. Durch diesen populärsten und liebenswertesten Heiligen Italiens stieg er aus den Wirrungen seiner Seele empor zu einer freudigen, bejahenden Lebensauffassung, in der Anbetung der Natur, im Aufgehen in der Landschaft, im Allempfinden. Als er dann auf der gleichen Italienfahrt auch noch in Dante und vollends in Boccaccio und andern alten Italienern Vorbilder für seine sprachlich-stilistische Entwicklung gefunden hatte, war er reif genug geworden, sich zum größern Kunstwerke zusammen zu raffen und als Sechsundzwanzigjähriger seinen „Peter Camenzind" (1904) zu schaffen, mit dem er seine Jugendentwicklung abschloß und Gottfried Keller nahetrat, der seine weitere Entwicklung bestimmen sollte.

Hesse schrieb als ersten Roman die Geschichte einer Seele, seiner eigenen Seele. Er siedelte sie in einer Individualität an, der zwar andere Herkunft und Umgebung gegeben sind. Aber das Schweizer Wesen ist doch desselben alemannischen Blutes, wie des Dichters eigenes Schwabentum, und die Schweizer Landschaft ist doch sein innerster Besitz. Der Weg Peter Camenzinds aus eigenwilliger Bauernfamilie, Dorfenge, in die Klosterschule war Hesses Weg: auch seine Seele fand sich nie zurecht in der Welt der Wissenschaft, der Bücher. Peter Camenzind ringt sich schwer genug durch zu seinem eigenen Wesen, zu seinem Dichter- und Schriftstellertum, zur Heimkehr in die blutbestimmte, ererbte Bauern- und Heimatwelt. Mit wundervoller Kunst enthüllt sich die Linie der seelischen Entwicklung im Aufblühen erster jünglingsscheuer Liebe, die die mit Lebensgefahr eroberten Blumen auf die Treppenstufe des Hauses der Geliebten legt, ohne sich zu melden, bis zu jener zarten, reifen und doch immer noch stillen, verschwiegenen Leidenschaft für Elisabeth. Voll seltensten Taktes weiß der Dichter aus einem seelischen Zustand in den nächstgewachsenen überzuführen, mit einer Kunst der Übergänge, daß das Buch in einem einheitlichen Rhythmus, in einer einzigen Melodie schwingt. Peter Camenzind ist ein verträumter Mensch, kein Mann der Tat, ihm entgleiten Leben und Liebe. Er fühlt, daß in ihm die Gebundenheit liegt, aber er kann sich nicht zusammenraffen, sich zu befreien, um nicht immer entsagen und Schmerzen erfahren zu müssen. Er bleibt einsam auf seinem literarischen Wege, auf seinen Reisen nach Italien, nach Paris: in ihm lebt nur die Sehnsucht, sein Herz der Natur hinzugeben und ungestört für seine Innenwelt zu atmen. So kehrt er nach langen Jahren, ein Sonderling, wieder heim, auf den Bauernhof der Vorfahren: er weiß, nur hier vermag er zu wurzeln; ob früchtelos oder doch noch zu später Frucht gelangend — wer weiß es?

Nicht plastische Gestaltungskraft, kein dramatischer Wille, nicht der Wunsch die Welt realistisch abzuschildern und die Menschen zu konterfeien schuf dies zarte, innige, gefühlsgeschwellte Buch von einem verfehlten Leben, sondern der Drang, die eigene Innenwelt zu erlösen vom Träumen durch das klare Hinmalen eines verträumten Schicksals und Menschen, eines Franz von Assisi-Menschen, der sich in seinem Innern verliert. Mit Peter Camenzind errang Hesse die Herrschaft über sein Geschick zurück: er sah sich objektiv, gerade weil er keineswegs völlig mit Peter Camenzind identifiziert werden darf, sondern Peter Camenzind nur eine in ihm liegende Möglichkeit bedeutete. Dadurch, daß er sie erschaute, ward er Mann. Als solcher hielt er nun Überschau über sein bisheriges Leben. Bitterkeit konnte er nicht ganz unterdrücken, wenn er der Schuljahre gedachte. Da lag noch ein schweres Erlebnis in ihm, das er sich von der Seele schreiben mußte. Die Maulbronner Jahre mit der Mißhandlung zarter Knabenseelen. Im Banne dieses Erlebens setzte er sich hin, eine wilde Anklage gegen die Schule und die Schultyrannen zu schreiben: doch schon war er vom Feuer Franz von Assisis geläutert, aus dem Anklage-, Schlüssel- und Tendenzroman ward ihm unter den Händen eine wehmutsvolle Dichtung, die ehrlich und gerecht Erlebtes schildert, und nicht Angeklagte, sondern Menschen hinstellt. Hin und wieder freilich schiebt der Dichter, schwingt er noch, seines ersten Planes gedenkend, eine Philippika ein: Ihr Lehrer seht es nur darauf ab, Durchschnittsmenschen zu erziehen, weil ihr selbst nur klägliche Durchschnittsmenschen seid, und ihr verwüstet alles Edle, Zarte, Keimende mit brutaler Pedanterie. Aber man glaubt diesen Philippiken nicht mehr, und der Dichter läßt schließlich auch gänzlich von ihnen ab: aus dem Tendenzroman, der schildern sollte, wie ein Genie und edel begabter Knabe von der Schule vernunftlos und

unbarmherzig zerbrochen wurde, wird in wundervoller Stimmung die ergreifende Lebensgeschichte eines träumerischen, sensiblen Knaben, seiner unschuldigen, sorglosen und tragischen Jugend. Der Dichter in Hesse ließ sich eben nicht unterdrücken: er obsiegte über den unkünstlerischen Willen. Nachwirkend genug blieb dieser allerdings noch, um dem Romane die künstlerische Einheit zu nehmen, die „Peter Camenzind“ so auszeichnet. „Unterm Rad“ behielt die Zwiespältigkeit der ersten Idee und späteren Ausführung, enthüllte aber stark die eigentliche Aufgabe von Hesses Dichternatur: nicht in herber Tragik ruht sie, sondern dort, wo sie durchdringt zum großen Einklang mit dem All und zur liebevollen Abschilderung einer vielfach idyllischen, einer geliebten Kleinstadtwelt. „Unterm Rad“ zeigte ferner noch, über Peter Camenzind hinaus, die Entwicklungsmöglichkeiten von Hesses Gestaltungs- und Charakterisierungskraft zu Plastik und Realistik.

Hatten schon der „Peter Camenzind“, dann aber auch „Unterm Rad“ durch einzelne Wendungen an eine Beziehung des Künstlers in Hesse zu Gottfried Keller denken lassen, so taten die nächsten Werke offen dies dar, wie der reifende Dichter sich führen ließ vom epischen Meister der Schweiz. Hesse wandte sich infolge der Erfahrung mit „Unterm Rad“ von allen unkünstlerischen Bestrebungen ab: sein inneres Leben machte nun vorerst einen Halt in der Entwicklung und breitete sich allein in der Erinnerung aus. Sie mit Behagen auszumünzen ward in den nächsten Jahren am Bodenseeufer kunstvoll geübte, liebe Lebensausfüllung mit einer Reihe Novellenbände, deren Inhalt stets thematisch zusammenklang: „Diesseits“ (1907), „Nachbarn“ (1908), „Umwege“ (1912). Nur ein Roman „Gertrud“ schob sich (1910) ein: er wuchs auch nicht aus eigenstem Schicksal, sondern ward mehr zur künstlerisch formvollendet durchgeführten Ausarbeitung eines Problems, in das eigenes seelisches Gut verflochten ward.

Als Novellist aber gab sich Hesse durchaus als Schüler Gottfried Kellers. Erst von „Knulp“ (1915) an, nach dem Erlebnis Indiens (1913) und eines schweren Eheschicksals, in „Roßhalde“ (1914) gestaltet, fand er sich zu seinem eigenen Novellenstil hindurch, der auch für die Erinnerung an die Jugend in „Schön ist die Jugend“ seinen Ausbau, in „Klingsors letzter Sommer“ (1920) aber seine bisher klarste männliche Form und im pseudonym an den Tag gegebenen Roman „Demian“ (1919) seine höchste geistige Ausdeutung fand.

Der Gottfried-Keller-Einfluß nimmt nun aber keineswegs den unter ihm geschaffenen Novellen menschlichen oder künstlerischen Eigenwert. Hesse wurde nicht aus Armut zum Kellerschüler, er hatte viel zu viel eigene Fülle, um Nachahmer zu sein; er wollte lernen und los von der Gefahr, sich im Lyrismus zu verlieren. Die Strenge und die Realistik des Züricher Meisters entsprach seinem Willen zur Echtheit, Wahrheit und Wirklichkeit und der Stil des Meisters kam seinem starken Sprachformungswillen entgegen. Er war in seiner Weltanschauung auf der Stufe der Entwicklung angelangt, sich, wenigstens — wie wir es heute sehen — für einige Zeit als Idylliker, als abseits vom großen Strom Schaffender fröhlich und friedlich zur Welt zu stellen, er fand sich nun mit Keller einig in dem Zug zum Heimlich-Versteckten, in der Liebe zu einer eng umschränkten Kleinstadtwelt, zu ein wenig kuriosen, schrulligen und kauzigen Übertreibungen und Absonderlichkeiten, zu einer gesunden Herzhaftigkeit, zu einer Abneigung gegen alles Gigantische und Posaunenhafte, in der Freude an Festbeschreibungen, an gemütvoller Schilderung kleiner Gegenstände, die an sich unwichtig, aber den Besitzer indirekt charakterisieren, in der Vermischung von Kleinstadtmilieu und Naturbeschreibungen. Seine Sprache neigte nun zu alemannischer Sonder-

behandlung und Wortneubildung, schnörkelte auch Kellerisch ein wenig behäbig und schalkhaft und mit leiser Ironie und manchem Leibwort, als da sind „ansehnlich“, „stattlich“, „selbiger“. Vor allem aber fand Kellers Humor in Hesses Seele ein Echo, ja weckte in ihm gleiche Weltbetrachtungsweise, trieb und hob seine Lebensstimmung auf gleiche Höhe. Vor allem aber: hatte Hesse nicht die ganze Kleinstadtwelt im eigenen Kreise erlebt? Kannte er sie nicht wie Keller die seine, lebte er nicht noch völlig in ihr? Sie ließ sich doch gar nicht anders schildern, als auf Kellersche Art.

So setzte er sich dann hin und schrieb lange, glückliche Jahre hindurch eine köstliche Novelle nach der anderen, von denen nicht wenige zu den besten Erzählungen der epischen Kunst nach 1900 gehören. Er gab, seine Kunstmittel stetig verfeinernd, vertiefend, voll tiefer Liebe und reichen Verstehens ein Bild von der Welt seiner Heimat, seiner Jugend und ihrer Menschen, wie es außer Keller wohl nur noch Wilhelm Raabe gleich umfassend und menschlich groß von seiner Jugendwelt gegeben. In die Erinnerung, die zu mancher pretiösen Altbackenheit führte, verwob er das Landschaftserlebnis: nicht mit verschwimmenden Stimmungen, sondern mit festen anschaulichen Bildern in klaren Konturen, in peinlich genauen Strichen, in kräftiger Bemalung und mit sicher verteiltem greifbaren Stoffe. Diese Landschaft hat man kompakt in der Hand: man sieht sie vor sich und man nimmt sie auf in das eigene Schauvermögen, in das eigene Wissen, als hätte man sie erlebt. Ebenso ist es mit den Schicksalen, mit den Menschen, die geschildert werden. Immer wird das Leben des Einzelnen im Zusammenhang seines gesamten Erdenweges betrachtet: schon in der Jugend. Auch dort wo sie noch „diesseits“ der großen Liebe, die Schicksal wird, steht. Wo das Begegnen der Geschlechter nur ein zeitweises beieinander Verweilen, ein vorüberfliehendes Umfassen und schließliches Weitergehen ist. Etwas bleibt immer tief in der Seele haften von solchem Begegnen: bei dem einen greift es ernster in die Räder des Schicksals, bei dem andern ist es nur ein erstes frühes, noch halb unklares Erkennen von den süß-schmerzlichen Möglichkeiten und Rätseln des Daseins mit seinem warmen Einfluß der Frauenliebe und seinem dunklen Todesdrohen. Morgenduft, leis melancholischen Wissens voll, ruht über diesem „Diesseits“, darin manch täppisches Liebesspiel aufschwillt zu schwerer, kurzer Leidenschaft oder platter Ernüchterung, darin verträumte Knabenseelen — wie in dem unvergleichlich schönen Stück „Der Lateinschüler“ — die ersten Liebeswünsche und -erlebnisse in sich und um sich aufblühen fühlen. Hesse weiß nämlich stark und charaktervoll schwierigste Innenerlebnisse zu gestalten, so daß er in seine Weltauffassung hineinzwingt, zur Ehrfurcht vor der Kraft der Natur, nicht durch Reflexion oder Sentimentalität, sondern einfach durch eine sachliche und edel geformte Wahrhaftigkeit und durch die Grundauffassung seines Lebensglaubens, wie er sie ausspricht, anerzieht. „Jedenfalls ruht das Schicksal,“ bekennt er, „in uns und nicht außer uns, und damit bekommt die Oberfläche des Lebens, das sichtbare Geschehen, eine gewisse Unstimmigkeit, etwas ergötzlich Spielzeughaftes. Was man gewöhnlich schwer nimmt und gar tragisch nennt, wird dann oft zur Bagatelle. Und dieselben Leute, die vor dem Anschein des Tragischen in die Knie sinken, leiden und gehen unter an Dingen, die sie nie beachtet haben.“

Der Dichter verlegt die Schicksalsbestimmung seiner Natur gemäß eben immer wieder in die Innenwelt, in die „Wucht nach innen“, wie er selbst es ausdrückt. Von Novelle zu Novelle arbeitet er diese Grundanschauung stärker heraus. Vorerst noch mit besonderer Freude am humorvollen Schildern des sichtbaren Daseins, des Augeneindrucks: in den „Nachbarn“ durstig, mit wachen Sinnen den Reiz der Enge einsammelnd, ohne freilich — wie es ein Kritiker einmal gut

ausgesprochen hat — Menschen und Dingen seiner Welt eine erlogene Traulichkeit aufzudrängen. Er vergißt niemals die Beziehung zur Ewigkeit, zum großen Dasein bei aller Abneigung gegen jeden Lärm in Gefühlen, bei aller Weisheit und Tiefe des Empfindens. Er durchwandert die kleine Stadt Gernersau und begegnet zwischen den lieblichen Wundern der sanftgeschwellten, waldüberrauschten Berge, in den schiefwinkligen Gassen und unter den hochgiebligen Dächern allerlei kleingeistig-schrulligen Leuten, allerlei alten im Dienste ergrauten Mägden, auf der Lebensbahn Entgleisten oder nach Mühsalen müde am Wege Liegengebliebenen, allerlei Originalen, die von einem inneren oder äußeren Schicksal zu erzählen wissen. Dies Schicksal ist meist kleinbürgerlich-tragikomisch, aber es ist doch tief menschlich, weckt eine wehmutsvolle Teilnahme und bisweilen einen freundlichen Humor: es enthüllt bei aller Unscheinbarkeit in jedes Menschen Herzen, sei es auch noch so unwichtig und verschrumpelt, doch einen stillen Winkel, in dem einst eine Blume geblüht hat oder noch ein Blümchen blüht. Diese Blume zu entdecken ist Hesse unermüdlich, bald als Anwalt der Frauen, die tüchtig, anspruchslos und selbstverständlich als Gattinnen oder Mütter ihre Lebensaufgabe neben gerne renommistisch geschilderten Männern und Söhnen erfüllen, bald als verstehender psychologischer Verteidiger all derer, die aus dem Dunklen ins Helle, aus einer nur materiellen Welt in das Reich des Geistes, der Liebe und der Güte strebten und dabei Schiffbruch litten. Aus dem Menschlichen heraus holt Hesse seine Weltauffassung mit den Farben und Formen der Kleinstadtwelt in starken, farbigen, zusammengehaltenen Interieurs: das Gegenständliche, dessen Duft nach „gemischten Warenhandlungen“ riecht, und dessen Klang mit den lauten Klingeln der Ladentüren in den buckligen Straßen unvergeßbar weitertönt, erhält den größeren Rhythmus des Lebens überhaupt, erscheint bedeutsam wie die Verbindung mit dem All, dem Ewigen.

Hesses Novellen bleiben, wie alle echte Kunst, immer neugeformte Gestaltung des Erlebnisses vom Leben. Der Dichter faßt es in bejahendem Sinne auf. Das Leben ist gütig, weise und gerecht und wägt jedem zu, was ihm nach seinem Vermögen gebührt und seine Kraft nicht überlastet. Hesses große Kunst besteht nun darin, diese Grundanschauung so zum Ausdruck zu bringen, daß die Charaktere seiner Gestalten und ihre Schicksale auch voll und tief einander entsprechen. Diese Hesseschen Menschen können gar kein anderes Leben leben, als enthüllt wird: ihr Schicksal ist ihnen eingeboren, ist Ausfluß ihrer Natur. Wenn sie, wie in dem Novellenbande „Umwege“, erst auf Umwegen zu dem nach ihrer Veranlagung bestimmten Geschick kommen, haben sie dies Schicksal nicht den Verhältnissen zuzuschreiben, sondern sich selbst, ihrem eigensten Wesen. Hesses Menschen eignet zumeist auch die Einsicht in diese Zusammenhänge: sie sind infolgedessen auch tief zufrieden mit ihrem Schicksal und leben ohne Vorwurf noch Anklage ihre Tage als glückliche Naturen, als heimliche Weise und Philosophen, welche Leiden und Beschwernisse sie auch immer auf sich nehmen müssen.

Aus der gleichen Grundanschauung empfängt auch der in dieser Novellenepoche Hesses ausgeführte Roman „Gertrud“ (1910) seine geistige und seelische Stimmung. Wohl wird zugestanden: „Das Schicksal war nicht gut, das Leben war launisch und grausam; es gab in der Natur keine Güte und Vernunft. Aber es gibt Güte und Vernunft in uns.“ Man kann Hesses Dichtungen gemäß weiterhin folgern: wenn es Güte und Vernunft in uns gibt, so hat jeder Mensch letzten Endes das Ertragen seines Schicksals in seiner Hand. Nicht das Schicksal selbst, denn es

hängt von merkwürdigen Zufällen ab, sondern nur das Ertragen des Schicksals. Gewiß führt solche Auffassung zur Resignation: glücklich ist, wer nicht begehrt. Aber auch zu einem tiefen, innigen Gefühl für die wahren Lebenswerte: die großen Lebensetappen erledigen sich durch fatalistisches Eingehen darauf; die seelische Grundstimmung aber ist doch Willensergebnis des Einzelnen. So ringt sich auch der Held des Romans „Gertrud“, der seine Lebensgeschichte vor uns aufrollt, hindurch zur harmonischen Auffassung seines Geschickes. Hart genug war es, da es ihn zum Krüppel machte und seine klare Entwicklung brach. Aber der Bruch stärkte nur die Verinnerlichung, das Innenleben, und wenn dadurch auch die spätere Glücksmöglichkeit der großen Liebe zu der einen Frau wieder zerrissen wurde, verhindern ließ sich doch nicht, daß ein zartes Glück im tiefen, stillen Nachsinnen über die Rätsel des Lebens, über das andächtig-gläubige Horchen auf das Raunen der göttlichen Quellen erobert ward. „Wenn ich, von außen her, über mein Leben wegschaue, sieht es nicht besonders glücklich aus“, gesteht der Musiker Kuhn. „Doch darf ich es noch weniger unglücklich heißen, trotz aller Irrtümer. Es ist am Ende auch ganz töricht, so nach Glück und Unglück zu fragen, denn mir scheint, die unglücklichsten Tage meines Lebens gäbe ich schwerer hin als alle heiteren. Wenn es in einem Menschenleben darauf ankommt, das Unabwendbare mit Bewußtsein hinzunehmen, das Gute und Üble recht auszukosten und sich neben dem äußeren ein inneres, eigentlicheres, nicht zufälliges Schicksal zu erobern, so war mein Leben nicht arm und nicht schlecht. Ist das äußere Schicksal über mich hingegangen, wie über alle, unabwendbar und von Göttern verhängt, so ist mein inneres Geschick doch mein eigenes Werk gewesen, dessen Süße oder Bitterkeit mir zukommt und für das ich die Verantwortung allein auf mich zu nehmen gedenke.“

So enthüllt der Roman ein seelisches Schicksal als eine Abrechnung mit seiner Betrachtung und mit Erhöhung des Individuellen zum sinnbildlich Typischen. Ganz sparsam und enthaltsam werden die Details gegeben: gerade so deutlich, daß man ihre seelischen Folgen als berechtigt anerkennt. Auf diese allein kommt es letzten Endes an: sie enthüllen eine nervöse, außerordentlich differenzierte Künstlerseele, die in ihrer absoluten Einsamkeit und im ewigen Leiden am Dualismus des Daseins in Grübelei und Schwermut gerät und daraus keinen andern Ausweg weiß, als „nur ein linderndes Auflösen der Dissonanzen, ein Versuch, die alte Grundmelodie ein wenig zu läutern und zu steigern.“ Freilich, noch findet sich der Musiker Kuhn und damit auch der Dichter Hesse mit dieser Fontaneschen Altersweisheit und Harmonie nicht ganz ab: er steht Gottfried Kellers Künstlerfreude zu nahe und ist noch zu jung. Deshalb flieht der Musiker Kuhn zu seiner Kunst: in ihr quillen Schmerz und Freude aus der gleichen Kraft und werden zur Tat im erschaffenen Kunstwerk. Aus tiefster Schwermut errettet sich der Künstler: durch sein Menschlichstes, das den Inhalt des Schöpferischen bildet. Hinter dem Roman „Gertrud“ steht klar und fest die Persönlichkeit Hermann Hesses.

Die Lebensauffassung des Romans „Gertrud“ verrät schon deutlich genug, daß Hesse nicht aus äußerem Anlaß seine Fahrt nach Indien unternahm. Seelische Notwendigkeit führte ihn in das Reich tiefster Religiosität. In seinem Reisetagebuch gab er freilich in glänzender Plastik und in lebhaften Farben nur die Augeneindrücke, die er von der fremden Welt empfangen; das tiefere Erleben Indiens wirkte sich erst in seinen späteren Werken aus, deren Stoff er nicht künstlich in eine ihm wesensfremde Welt verlegte, sondern nach wie vor aus eigenem Erleben holte. Nun

aber ganz entbunden von allen stilistischen Abhängigkeiten und Vorbildern. Die Reifezeit des Dichters setzte nach der indischen Reise ganz augenfällig ein. Der Gottfried-Keller-Einfluß war endgültig überwunden. Der Stil Hesses, seine Sprache, schon zuvor von so außerordentlich ästhetischen Reizen, empfing nun die volle Ausdruckskraft seiner nach innen und außen schauenden Natur, die fortan der Schilderung um der Schilderung ausweicht und nur das Wesentliche, das in jedem Betracht unbedingt Notwendige gibt. Die Läuterung war vollzogen. Eine Novelle, wie die vom Landstreicher Knulp, verlor sich nirgends mehr in das Anekdotische, sondern gab allein die Grundlinie der Persönlichkeit des Helden, seines Lebens und seiner Auswirkung mit dem Eingehen in Gott, das ohne die Durchdringung indischer Gedankenwelten bei Hesse undenkbar gewesen wäre. Nicht die Resignation, das Kompromiß, siegten jetzt mehr, sondern das Bewußtsein vom Absoluten im Leben, das im Religiösen enden muß. Immer schärfer drang Hesses gesamte Entwicklung auf dieser Linie vor. Noch einmal hielt er, getrieben vom eigenen Erleben, Abrechnung mit dem Vergangenen in seinem großen Eheroman „Roßhalde" (1914), in dem das Problem der Künstlerehe zum für ihn restlosen Austrag gebracht wurde. Danach gehört nun sein Schaffen unbeschränkt dem Ausdruck des Geistigen, daraufhin er die Jugend nochmals in „Schön ist die Jugend" (1916) untersucht, um fortan die ganze Fragwürdigkeit des Seins aufzurollen.

„Roßhalde" bedeutet, meines Erachtens, Hermann Hesses bisher reichstes und reinstes Kunstwerk. Es ist erzählt mit großem Reichtum an geistvollen Bemerkungen, glanzvollen Schilderungen, überaus fein und sicher in der psychologischen Entwicklung und voll geschlossener Größe in der Vereinigung der naturalistischen Elemente einer auf das Knappeste beschränkten Wirklichkeitsschilderung, mit der erdhaften Verankerung der Hauptfiguren und mit den Auswirkungen der Hauptidee des Romans, der Ausbeutung gegebener problematischer, allgemein menschlicher Konflikte. Hesse verfügt hier über alle Mittel abwägender, besonnener Gestaltungskraft und Kompositionsreife: er weiß, was er tut, wenn er bald knapp, bald ausführlicher wird. Er ist sachlich, männlich, sehnig, mager, frei von Romantik und doch durch und durch dichterisch. Der Wille zu plastischer Gestaltung und zur ausschließlichen Ausgabe des Nurnotwendigen schließt alles Heranziehen der schillernden Fülle des Lebens, des Allumfassens der Schöpfung und des vielfachen Reichtums der weiteren Umgebung aus: der Dichter will nichts weiter geben, als den vollen Ausdruck des geistig-seelischen Erlebnisses im ersten frühen Expressionismus. Hier ist er ganz stark aus tiefster Ursprünglichkeit und reifster Ehrlichkeit; er läßt sich auf keine Stimmungen und Resignationen mehr ein, sondern arbeitet bewußt mit der Härte, die sonst nur der Dramatiker besitzt und die Hesses lyrischer Natur bisher nicht eigen zu sein schien.

Ganz zurückgezogen, keusch und floskellos, ohne jede Arabeske und ohne jeden Schmuck, in ihrer Einfachheit erhaben schön, edel und wohllautend, kraftvoll und nirgends weichlich, im Besitze innerlichster Leuchtkraft und Anschaulichkeit dringt die Sprache, klar und hemmungslos jedem Gefühl, jedem Gedanken, jedem Bilde und Geschehnisse nachtastend, so weit in das Wesen der Dinge ein, wie es uns bisher nur möglich schien an der Hand der Ahnung, der dumpfen Vermittlung des Erlebens in lyrischer Form. Hesse ist nun ganz und gar Bildner: er gestaltet unerbittlich, was er schaut. Was nicht klar und deutlich, aufrecht vor seinem Innern steht, zwingt er in starker Energie, doch mit wartender Geduld herbei, daß es Leben werde. Sein Grausen bildet allein das tote Wort . . . .

Die Hauptgestalt seines Romanes, der Maler Johann Veraguth auf Roßhalde, in süddeutscher Wald- und Bergeinsamkeit, unfern einer kleinen Stadt, ist nahe daran, sich an tote Worte zu verlieren, sich aufzugeben. Er hat in konzentrierter Arbeitsaskese ein schweres Schicksal, seine durch sein und seiner Gattin weltenweit geschiedenes Wesen auseinandergetriebene Ehe, gewaltsam und brutal bezwungen. Doch ist er bald so weit, darüber innerlich zusammenzubrechen. Einsam lebt er in einem Anbau seines Hauses, in dem er nur ein fremder Gast ist, einem Junggesellen gleich. In den weiten Räumen der Besitzung waltet in wehmütiger Enttäuschtheit, doch selbstgerecht-nüchtern seine Frau, von der er sich nicht trennte — der Kinder wegen. Aber zuerst ging ihm sein älterer Sohn, Albert, verloren, der nun draußen leben muß, nur in den Schulferien heimkehrt, dann jedoch, dem Vater feind, zur Mutter hält. Der zweite Knabe, Pierre, ist noch haltfestes Bindeglied zwischen den beiden, die sich einst das Lebensglück versprachen. Veraguth ahnt dumpf, daß er auch Pierre verlieren werde. Er fühlt, daß er einen vergeblichen Kampf auf sich nähme. In dem ersten Drittel des Lebens leben die Kinder das Sein ihrer Mutter wieder, erst dann wenden sie sich dem Vater zu. . . . Doch Veraguth, vergraben in seiner Arbeit, nicht achtend der Erfolge in der Welt, läßt sich nicht vom einmal gewählten Pfad abdrängen. Auch als ein Freund aus Indien zum Besuch nach Roßhalde kommt und ihn innerlich überzeugt, wie er bei diesem Kampf um den Knaben zugrundegehe, auch da kann er sich noch nicht losreißen. . . . Ein Sommer Bedenkzeit bleibt ihm, bevor er mit dem Freund nach Indien gehen oder daheim weiter arbeiten solle. Und in diesen warmen Sommermonaten ringt sich Veraguth in übermächtiger Loslösung von seiner ganzen Vergangenheit durch zu dem Entschlusse, allen Abhängigkeiten ein Ende zu machen, ein neues Leben zu beginnen. Als der Entscheid erst einmal in seiner Seele Wurzel gefaßt hat, vermag kein noch so wildes Ereignis mehr, ihn loszubrechen aus dem neuen Lebensgefühl, das ganz mit dem Bewußtsein von der Verantwortung gegen sein Talent geeint ist: seine Arbeit ist es, die ihn, den reifen Mann, über Jugend, Liebe und Familie hebt. So bewältigt er als absoluter Künstler auch die furchtbare Prüfung, die ihm wird: sein Sohn Pierre, der allein ihn noch an vergangene Tage kettete, erkrankt, da der zarte Junge innerlich nicht zur Mutter gehörig, vom Vater aber verlassen, diesem Einsamkeitsgefühle keinen Widerstand zu leisten vermag, schwer an einer Gehirnhautentzündung und erliegt ihr. Diese Erkrankung stählt Veraguths Wesen nur noch härter und kälter, so daß er nun sicher und fest Roßhalde verläßt: „Später und bitterer vielleicht, als Männer sonst es tun, hatte er von der süßen Dämmerung der Jugend Abschied genommen. Jetzt stand er arm und verspätet im hellen Tag, und von dem gedachte er keine köstliche Stunde mehr zu verlieren. . . .“

Der Roman bedeutet einen Abschluß und einen Anfang: den Abschluß der Jugendentwicklung und den Beginn der Mannesreife. Stärker denn zuvor gehören nun Seele und Geist den ewigen Fragen und Dingen, Problemen und Kämpfen. Das Spiel der Phantasie erhebt sich über die Alltagswirklichkeit in die Allzusammenhänge: im Bilde der „Märchen“ (1919) wendet der Dichter sich ab von landesüblichen Szenen, Szenerien und Situationen, um hoch über dem Getriebe der banalen Wirklichkeit stehend, das wahrhaft Wirkliche, das Allgemein-Menschliche zu offenbaren, zu gestalten. Eine tiefe Weisheit spricht aus dem Schicksal des Knaben, den alle liebhaben und dem diese Gabe zum Fluche wird. Eine Hingabe an das Landschaftserleben, wie selten bei Dichtern der Gegenwart: immer führt das Landschaftserlebnis zu heiterer Verklärung,

zu erhebendem Erkennen der Wunder im eigenen Innern und ringsumher. Freilich: nicht ganz weiß der Dichter sich zu befreien von den Hemmungen, die das Kriegserleben ihm zuträgt: zu letzter Beschwingtheit, um ganz in das Reich der Märchen zu dringen, fehlt das Vermögen; dieser menschliche Poet nimmt zu tief an dem aufreibenden Weltenchaos teil. Es wirft auch ihn aus der bisher errungenen Harmonie in eine neue Krisis.

In ihr erkennt er, wie zweifelhaft alle Zusammenhänge des Lebens sind. Was er früher mehr aus Erinnerung und Ahnung erfahren, daß nur in jedes Menschen Brust seines Schicksals Sterne ruhen: dafür muß er jetzt unumstößliche Gewißheit neu erobern. Das Innere des Menschen ist ihm wieder problematisch geworden, ein ewiger Dualismus, darum wird ihm auch alles Leben abermals zum furchtbaren Problem. In den drei Novellen „Klingsors letzter Sommer" (1920) hat er jene große, erhebende Seelenruhe verloren, die seine früheren Werke auszeichnet: es gärt von neuem, er ist von neuem nun mit stärkerer Energie und Erfahrung auf der ruhelosen Suche nach dem Geist und Sinn des Daseins. Dies Suchen kann freilich nicht verhindern, daß sein Künstlertum den Ausdruck der Innenqual nach wie vor stark bewältigt: die drei Novellen sind in der Einheitlichkeit ihrer Gestaltung und in der energieerfüllten Festigkeit ihrer melodisch durchfühlten Sprache Beweis dafür, daß alle innere Not die errungene ästhetische Kraft nicht zerreißt. Infolgedessen ist der geistige Kampf, der in diesem Dichter unter dem Eindruck der Zeit tobt und dem er auch in seinem in mancher Hinsicht seltsamen Wort an die deutsche Jugend „Zarathustras Wiederkehr" (1920) Ausdruck gab, nicht der Beginn einer neuen Zersetzung, sondern einer neuen Fruchtbarkeit. Darauf deuten auch die Bilder, die der Dichter seit zwei Jahren schafft. Sie künden seine Natur mit letzter Ausschließlichkeit. Landschaftserlebnisse aus kindlicher Simplizität heraus: die Seele des Dichters spricht sich aus, die Seele, die Wald, Baum, Strauch, Reh, Wasser und Föhn innigst nahesteht, und nun das Erlebnis des Erschauten nicht mehr im Innern behalten kann, sondern es sichtbar machen, es mitteilen muß als Erlebnis, nicht als Abkonterfeiung eines Landschaftsstückes. Hesse schreitet auf dem Wege seiner Innennatur weiter. Ihrer Klärung dient alles Schaffen. Auch in der abermaligen Rückschau, der Geschichte einer, seiner Jugend „Demian" (1919), die er in völliger Keuschheit als unbekannter und unerkannter Emil Sinclair herausbrachte. Diese Jugendentwicklung ist hindurchgegangen durch viele philosophische Erkenntnisse zur Weisheit des Nichtswissenkönnens, ihr Ursprung bleibt aber tiefste Innerlichkeit, mystische Religiosität. Der Weg einer Seele wird offenbart, einfach, ohne Pose, ohne Anspruch auf besondere Effekte und Ziele, nur, wie ein Knabe, ein Jüngling zu sich selbst kommt. Aus einem stillen, glückversponnenen altmodischen Kleinstadtkreise. Ein alter, überlegener Freund befreit Demian aus erster Verstrickung, gibt seiner Sehnsucht, sich selbst zu erkennen, neuen Anstoß, Vorbild und Ziel. Die Schülerjahre bringen wogende Not um Gott und die Welt, um den bohrenden Sinnentrieb, um die Sehnsucht nach Reinheit und Übereinstimmung von Ich und All, Lebensaufgabe und Lebenswirklichkeit. Der zeitweise entschwundene Freund taucht wieder auf: da findet der Fastende zur Klarheit über sich selbst durch die Mutter des Freundes, durch deren warmes Frauentum. Ergreifend ist die seelische Unterwelt an den Tag gehoben: nie ist mir der seelische Zustand unserer Tage deutlicher geworden als durch diese schöne und tiefe Dichtung, deren von jeder Krampfhaftigkeit freie Sprache allen Suchenden wohltun wird in der Musik ihres schwingenden Rhythmus. Der „Demian" hat die neuerliche Unruhe von

„Klingsors letzten Sommer“ bereits überwunden, er knüpft an „Roßhalde“ an, dessen Fortentwicklung er in künstlerischer Hinsicht ist, das Bekenntnis einer Seele, die zuzeiten schon dem Wunder der inneren und äußeren Einheit nahekam und doch stetig Sehnsucht danach trägt. Weil aber diese Sehnsucht nach dem Wunder der Einheit, zu dem Eigensten hindurch gefunden zu haben, im Eigensten zu leben, in Hermann Hesse noch wach ist wie in den Tagen, da sein Lebensbewußtsein die Augen aufschlug, darum sind Erfüllung, Hoffnung, Erwartung und Zukunft bei ihm, bei seiner schöpferischen Kraft.

Hanns Martin Elster

Im Pressel'schen Gartenhaus

Novelle

Im Presselschen Gartenhaus.

Es war in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, u. wenn die Weltläufte damals andere waren als heute, so schien doch die Sonne u. lief der Wind nicht anders über das grüne, freundliche Tal des Neckars als heute zu geschehen. Ein schöner farbiger Frühsommertag war über die Alb herauf gestiegen u. stand festlich über der Stadt Tübingen, über Schloss u. Weinbergen, über Stift u. Neckar, spiegelte sich im frischen blanken Flusse u. schickte spielende goldene Lichtwellen über das grell sonnige Pflaster des Marktplatzes.

Im theologischen Stift war die lärmende Jugend soeben vom Mittagstische aufgestanden. In plaudernden, lachenden, streitenden Gruppen schlenderten die Studenten durch die alten hallenden Gänge, u. über den Hof, der einen zackigen Schattenbrunnen in der Grünen hatte. Freundesgruppen standen in Fenstern u. offenen Türen beieinander, ausfochten, lachten, plauderten, aus träumerischen Jünglingsgesichtern leuchtete der schöne warme Traumtag wider, u. in ahnungsvoller durchgeistigter Jugend strahlte da manche noch fast knabenhafte Stirn, deren Träume noch heute lebendig sind u. deren Namen heute weiter an

verkannten u. schwärmerischen Jünglingen verachtet werden.
An einem ~~Fenster~~ Korridorfenster, gegen den Garten hinaus gelehnt, stand der junge Student Eduard Würth u. blickte zufrieden in die grüne blühende Gegend hinaus, über ein Schwalbenpaar schwang sich zwitschernd in launisch geschwungenen Bogen durch die sonnige Luft vorbei, u. der junge Mensch begleitete gedankenlos mit den eigenwillig hübschen, geschwungenen Lippen. Den etwa zwanzigjährigen, den seine Freunde seiner unerschöpflich frohsinnigen Laune wegen liebten, st. begegnete es nicht selten, daß in solchen, guten Augenblicken ihm plötzlich die ganze Umgebung zu einem wunderbaren Bilde verschwamm, in dem er mit träumenden Augen stand u. die rätselhafte Schönheit der Welt wie eine Ahnung u. fast wie einen fernen heimlichen Schmerz empfand. Wie eine bewußtlose Verzückung war ein seltsames Wunder. gewässer und einem leichten Berührung bedarf, um plötzlich in Krystallen zusammenzuschießen u. gebannt zu erstarren, so war mit dem Schwalbenfluge dem jungen Dichtergemüt plötzlich der Garten, die grünen Zweige der stillen Baumwipfel u. die schwarzbräunliche Berglandschaft dahinter zu einem verklärten u. geläuterten Bilde erstarrt, das mit der erhabenen, feierlich milden Ruhe einer höheren, dichterischen Wirklichkeit

zu seinem großen Traum schwang. Schöner u. herrlicher spielte das Licht in den schwarzen breitigen Wipfeln, friedlicher u. berauschender floß die Fluth der Berge in die verschleierte Form hinüber, geistiger wuchsen vom Ufer Gras u. Gebüsche hinauf u. dunkler, mächtiger rollte der strömende Fluß wie aus zauberhaften Götterträumen her, als würden Bergriesen u. Gebirge, Flußrauschen u. Wolkenzug einzig zur Erlösung u. ewigem Fortbestand in dem Traume des Dichters.

Noch verstand der befangene Jüngling die schaffenden Träume nicht ganz, noch wußte er immer bewußt, ein verklärender Spiegel für die Schönheit der Welt zu sein, [auch] selbst bewußt in den Schöpfungen dieser Schönen, heiteren verträumlichen Natur, u. noch war das Wissen um eine vernichtende Ausgießung nicht mit seinem Schwingen in das tiefste Traumgedrungen. Wohl floh er oft aus solchen geisterhaft gebauten Stunden ~~mit~~ plötzlich mit Weh u. Hoffnungslosigkeit zu seinen Freunden, verlangte in rückhaltender Lebensfreudigkeit nach Musik u. Gesang u. ruhigster Geselligkeit, doch war noch die andere hundert Keimen verborgenen Schwermut u. das in allen Freuden weiter dürstende Vergnügen seinem Bewußtsein fremd

geblieben. Und noch lächelte Mund u. Auge in ungebrochener Lebensfrische u. von jenen geheimen Zügen der Gebundenheit u. Lebensscheu, die wir im Bilde des gebrechlichen Dichters kennen, war noch keiner in das reine Gesicht gekommen, es sei denn als ein vorübergleitender Schatten.

Indem er stand u. schaute u. mit großen, wittrenden Augen den jungen Frühlingstag einsog, für Augenblicke ganz allein u. abgerückt u. außerhalb der Zeit, kam ein Student in brausender Wildheit die Treppe herab gerannt. Er sah den Versunkenen stehen, kam mit stürmischen Sätzen auf ihn zugesprungen u. schlug dem Träumer heftig beide Hände auf die schmalen Schultern.

Erschrocken u. aus tiefen Träumen gerüttelt wendete Mörike sich um, Abwehr u. einen Schatten von Beleidigung im Gesicht, die großen milden Augen noch vom Glanz der kurzen Entrückung überflogen. Doch alsbald lächelte er wieder, griff eine der um seinen Hals gelegten Hände u. hielt sie fest.

„Waiblinger! Ich hätte mir's denken können. Wo mußt du wieder hin?"

Wilhelm Waiblinger blitzte ihn aus hellblauen Augen an, u. sein voller, aufgeworfener Mund verzog

sich schwellend wie ein wonnesüchtiger u. schwarz blühender Weibermund.

„Wohin?" rief er in seiner Heftigkeit u. ratlosen Not. „Wohin soll ich denn fliehen, von Euch gewichtpfündigen Pfaffenbäuchen weg, wenn nicht zu meinem göttlichen [illegible] draußen im Weinberg, oder vielleicht lieber gleich direkt in meine Kneipe, um meinen Durst mit Bier u. Wein zu überschwemmen, bis mir die höchsten Gebirge noch aus dem Dunst u. Schleim hinaus ragen. O Blumengezelt, du weißt ja auch den Einzigen, mit dem ich gehen könnte, aber weißt du, am Ende bist auch du bloß ein [illegible] u. feiler Schleicher. Nein, ich habe niemand mehr, ich habe keinen Freund, es wird wahrscheinlich keiner mehr mit mir gehen wollen! Bin ich nicht ein [illegible] ein Lump u. närrischer Teufelsbold? Bin ich nicht ein Judas, der die Freunde seiner Freunde verkauft, jeden für einen Dukaten an den Württemberger Fürsten in Stuttgart?"

Mörike lächelte u. sah dem Freunde in das zerwühlte wilde Gesicht, das ihm so vertraut u. so merkwürdig war mit seiner Mischung von kindlicher Offenheit u. gotteslästerlicher Schwärmerei. Die langen verschwitzten Locken,

mit welchem Weillinger in Tübingen aufgebrochen war [den] u. ihnen so viel Ruhm u. Spott eingebracht hatten, waren jetzt gefallen. Er hatte sich kürzlich, in einer gewissen Stunde, von der Frau eines Bekannten mit der Schere abschneiden lassen.

„Ja, Weillinger", sagte Mörike langsam. „Du machst es einem eigentlich nicht leicht. Deinen Eltern hast du versprochen, aber dass du die vorgenommene Stelle (?) von Stetten (?) kein Bier mehr zu trinken, das hast du schwerlich wieder vergessen."

„Ach du! Jetzt fängst auch du das Predigen an! Es ist ein Elend. Ich aber sage dir, du weisst [nicht] wie es (?) in einer stockigen Landpfarrei. Sitzen u. [illegible] Jahre um die Tochter deines Herrn Pfarrers [illegible] u. einen Korb dabei bekommen, u. weisst [illegible] das Geschwätz (?) deiner besseren Tage [illegible] um eine [illegible] u. weisst deinen Jugendfreund verleugnen um einer [illegible] willen. Du sagst (?), es wird eine Schande u. Todsünde sein, für meinen Freund zu gelten. Weillinger (?), du bist ein Heuchler u. es ist mein Fluch, dass ich dein Freund sein muss, denn du hältst mich für einen Verworfenen, u. wenn ich in

zur Vergewisserung meiner Liebe zu dir kann u.
mich von deinem Herz verstehen, denn weißt du mir das, daß ich
keine Geheimnisse habe. Nein, ich habe nur einen Freund,
nur einen einzigen, u. zu dem will ich gehen. Der
ist meinesgleichen, u. das Herz bringt ihn mit
dem Herzen, u. er ist seit zwanzig Jahren so ver-
wandelt, wie ich es bald auch sein werde."

Sie stellt nun, nachdem sie heftig an seinem
lang herabhängenden Halstuche, daß er endlich den
Knoten zupfte, u. sagte plötzlich mit leiser u. bang
bittend fort: „Du, ich will zum Hölderlin gehen. Kommst
du mit?"

Minchen zeigte mit der Hand durch's offene Fenster,
mit einer ausdrucksvollen weiten Gebärde.

„Da guck' einmal hinaus! Das ist so schön, wie
das alles im Sonnenschein liegt u. die Türme glänzt. So
hat es der Hölderlin auch einmal gesehen, wie
er seine Oden vom Neckarthal gedichtet hat. — Ja,
ich kann nicht mitkommen."

Sie ging voran, Waiblinger aber blieb einen
Augenblick stehen u. blickte hinaus. Dann legte er,
ein Kopfnicken, dem Freunde die Hand auf den Arm

u. mitten innerhalb unglücklich, u. sein verstörtes Gesicht war still u. gespannt geworden.

„Bist du mir böse?“ fragte er Kürz.

Wörter lachte nur u. ging weiter.

„Ja, es ist schön draußen,“ fuhr Wallinger fort, „u. doch hat der Hölderlin vielleicht seine schönsten Verse gedichtet, wie er anfing das Griechenland seiner Träume in der Heimat zu suchen. Du verstehst das auch, u. besser als ich, die Kunst seiner [illegible] Schönheit ganz still aufnehmen u. verschlingen u. dann niemals wieder auszusprechen. Das kann ich nicht, noch nicht, ich kann nicht so ruhig u. still u. geduldig sein. ~~[illegible]~~ Vielleicht einmal später, wenn ich ruhig u. ausgetobt u. alt geworden bin.“

Sie traten auf den Stiftshof u. überschritten die Schattengrenze, Wallinger nahm den Hut vom Kopfe u. atmete begierig die warme Sonnenluft. An alten stillen Häusern vorbei, deren grüne Holzläden auf der Mittagsseite gegen die Hitze geschlossen waren, gingen sie die Gasse hinab bis zum Hause des Schreinermeisters Zürner, wo eine frisch geschichtete Ladung von frischen tannenen Brettern in der blanken

Wänden glänzte u. duftete. Die Haustüre stand offen u. alles war still, der Meister hielt noch Mittagsruhe.

Als sie die Jünglinge ins Haus traten u. sich zur Treppe wandten, die zu des ehrsamen Dichters Arbeitszimmer hinauf führte, öffnete sich in dem dunklen Hausflur eine Tür, aus einem durchsonnten Stübchen fiel warm weißes Licht in Strahlen heraus, u. darin erschien ein junges Mädchen, die Tochter des Spruchmannes.

„Grüß Gott, Jungfer Lotte", sagte Würtele freundlich. Sie schien einen Augenblick lichtblind in dem schattigen Raum, dann kam sie näher.

„Grüß Gott, Ihr Herren. Ach, Sie sind's? Grüß Gott, Herr Nördlinger. Ja, der Vater ist daheim."

„Wir wollen ihn mit Sprüchen angehen, wenn wir dürfen", sagte Nördlinger mit einem nachsichtigen Blick, den er gegen alle jungen u. hübschen Mädchen im Gebrauch hatte.

„Das ist recht, bei dem schönen Wetter. Gehen die Herren wieder ins Possel'sche Gartenhaus?"

„Jawohl, Jungfer Lotte. Kann ihn vielleicht später jemand dort abholen? Ich frage nur. Wenn's recht gut geht, bringen wir ihn selber wieder

„O doch, ich kenne ihn schon. Daß er nur nicht zu lang in dem heißen Turm bleibt, es tut ihm nicht gut."

„Danke, ich will daran denken. Also auf Wiedersehen!"

Sie verschwand u. mit ihr floß die Lichtflut hinter die Mühlentür zurück. Die beiden Studenten stiegen die Treppe herauf u. fanden die Türe zu Hölderlins Zimmer halboffen stehen. Mit der leichten Scheu u. Befangenheit, welche sie trotz ~~[illegible]~~ wiederholter Besuche jedesmal vor dieser Schwelle empfanden, näherten sie sich langsam, Waiblinger pochte an den Türpfosten, u. da keine Antwort heraus kam, schob er die [illegible] in den Angeln [illegible] weiter. Tür [illegible] weiter auf, u. beide traten ein.

Sie sahen in den [schmucklosen,] halb[illegible] zu lichten Raum, dessen Fenster auf den Neckar gingen; die hohe Gestalt des Unglücklichen in das eine Fenster gelehnt, auf den unmittelbar unter dem Fenster dahinströmenden Fluß blickend. Hölderlin stand ohne Rock in Hemdärmeln, den schlanken Hals bloß, das Gesicht [tief] gegen den Fluß hinab geneigt. Neben dem Fenster stand sein [illegible]

farbigen Flecken in seinem Behältnis, eine lange Spur über mehreren beschriebenen Papieren hinweg gelegt. Ein schwacher Luftzug lief vom Fenster her u. raschelte in den Blättern.

Bei dem Geräusch wandte der Dichter sich um, er sah die Eingetretenen an u. blickte ihnen aus seinen schönen, reinen Augen entgegen, indem sein Blick zuerst auf Mörike fiel, den er nicht zu erkennen schien.

Waiblinger machte diesem einen kleinen Bückling u. sagte: „Guten Tag, Herr Bibliothekar. Wie geht es Ihnen?“

Der Dichter schlug den Blick zu Boden, ließ die noch auf dem Fensterbrett ruhende Hand sinken u. verneigte sich tief, indem er unverständliche, demütige Worte murmelte. Wieder u. wieder verneigte er sich in schmählich [illegible] Ergebenheit, beugte sein schönes, schwach ergrautes Haupt tief herab u. legte die Hände über der Brust zusammen.

Waiblinger trat vor, legte ihm die Hand auf den Arm u. sagte: „Lassen Sie's gut sein, verehrter Herr Bibliothekar.“

Hochrot bückte Hölderlin sich tief u. murmelte halblaut: „Ja, Königliche Majestät. Wie Eure Majestät befehlen."

Und indem der Waiblinger in die Augen sah, erkannte er ihn, der sein Freund u. häufiger Besucher war; er hörte auf, seine Verbeugungen zu machen, ließ sich die Hand schütteln u. wurde ruhig.

„Wir wollen spazieren gehen", rief der Student ihm zu, der diesem Kranken gegenüber etwas von seinem ungestümen ungleichen Wesen verlor u. im Umgange mit dem verehrten Dichter eine ihm sonst kaum eigene Güte u. sanfte Überlegenheit zeigte, wie er denn überhaupt zu keinem Menschen in einem so gleichmäßigen u. liebenden Verhältnis lebte wie zu dem geisteskranken Dichter, der mehr als dreißig Jahre älter war u. den er bald sanft u. schonend wie ein gutes Kind, bald ernst u. verehrend wie einen edlen Freund anzufassen wußte.

Mit Verwunderung u. verlegener Rührung sah nun der Studiosus Mörike zu, wie sein ungestümer u. hochfahrender Freund sich mit seltsam zartem Verstehen u. mit einer ruhigen u. gewissen Geschicklichkeit des kranken Menschen annahm.

Zwiblinger schien sich in Goldwind's Stube genau auszu-
kennen. Von einem Regal hinter der Türe brachte er
das dreifüßige Gestell, aus einer Schublade sein Woll-
und Halstuch heraus u. half dem folgsamen Kranken
in seine Kleider wie eine Mutter dem Kinde. Er
wischte mit seinem Taschentuche den Staub von Goldwind's
Kniee, er suchte dessen großen schwarzen Hut heraus u.
bürstete ihn sorglich rein, u. dazwischen redete er ihm zu
u. ermunterte ihn beständig: „ So, Herr Bibliothekar,
jetzt haben wir's gleich, jawohl. So, so ist's recht, so ist's
gut. Nun gehen wir an die Luft hinaus u. zu den
Bäumen u. Blumen, es ist schön Wetter heut. So, jetzt
noch den Hut auf, s'il vous plait." Worauf der alte
Dichter nichts erwiderte als etwa einmal in höflich-ge-
staunten Tone die Worte: „Euer Gnaden befehlen etc.
Je vous remercie mille fois, Herr von Zwiblinger." Er ließ
sich bedienen u. hielt völlig stand, u. sein ehrwürdiges
Gesicht mit den nur teilweise zerstörten adligschönen
Zügen schien bald voll gespannter Gleichgültigkeit, bald
in einer heimlich belustigten, hohen Überlegenheit zuzu-
schauen.

Moritz war an den Schreibtisch getreten u. las,

ohne das Blatt jedoch in die Hände zu nehmen, stehend in einem der offenliegenden Manuskripte. In mehrfach verbesserten, nachgedunkelten Versen stand da ein Stück von des zerstörten Dichtergeistes Schattenleben aufgezeichnet: flüchtige, von törichten Versen unterbrochene Gedanken u. Klagen, dazwischen Bilder voll reiner Anschaulichkeit in einer nachdenklichen, fein geschlungenen Sprache voll Musik, aber immer wieder gestört u. vernichtet durch plötzlich dazwischen geratene Worte u. Sätze eines kranken gedanklichen Reimgeklingels.

„So, jetzt können wir ja gehen", rief Zwiblinger, u. Hölderlin folgte ihm sogleich willig, nicht ohne noch im Gehen zu wiederholen: „der Herr Baron befehlen. Euer Gnaden untertänig zu dienen."

Gerade u. groß schritt Friedrich Hölderlin hinter Zwiblinger her über den umzäunten Hof u. durch die Gasse, den großen Hut bis dicht über die Augen herab gezogen, leise vor sich hin murmelnd u. scheinbar ohne einen Blick für die Welt. Bei der Neckarbrücke aber, wo zwei kleine barfüßige Büblein kauerten u. mit einer toten Eidechse spielten, blieb die schlanke, würdevolle Gestalt einen Augenblick stehen, um ~~sich~~ vor den

beiden Kindern tief den Hut zu ziehen. Mörike ging neben ihm, u. da u. dort blickte man aus Fenstern u. Gärtchen dem gewohnten kleinen Zuge nach, der ihm viel Verehrung u. Neugierde, denn jedermann kannte den verwirrten Dichter u. wußte von seinem Schicksal.

Sie stiegen an hübschen buschigen Gartenhügeln u. Weinbergmauern vorbei den steinigen Österbergweg hinan. Voraus ging stattlich die kraftvolle, stolzgemute Gestalt Waiblingers, welcher längst aus Erfahrung wußte, daß Hölderlin niemals gern gehe u. einer Führung bedürfe. Dieser schritt langsam u. nachdenklich, den Blick am Boden, u. neben ihm ging der zarte Mörike her, gleich seinem Kameraden schwarz gekleidet. In den Ritzen der Rebbergmauern blühten da u. dort blaurother Storchschnabel u. weiße Schafgarben, davon riß Hölderlin zuweilen einige Stengel ab u. nahm sie mit sich. Die Hitze schien ihn nicht anzufechten, u. als sie oben halt machten, blickte er befriedigt um sich.

Hier stand das hinfällige Gartenhäuschen des Oberhelfers Pressel, das im Sommer stets an Studenten u. jetzt schon seit längerer Zeit an Waiblinger vermietet war. Dieser zog einen großen Schlüssel aus der

Terrasse, stieg die paar Steinstufen zum Eingang empor, schloss die Türe auf u. wandte sich mit einer feierlich einladenden Gebärde an den Gast.

„Treten Sie ein, Herr Bibliothekar, u. seien Sie willkommen!"

Der Dichter nahm seinen Hut ab, stieg hinein u. trat in das kleine Gärtchen, das er längst kannte u. liebte. Kaum war auch Waiblinger eingetreten, so wandte er sich an diesen mit einer tiefen, respektvollen Verbeugung u. sprach mit ~~[illegible]~~ mehr Lebhaftigkeit als sonst: „Eure Gnaden haben befohlen. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Baron, Eure Herrlichkeit wird mich in Ihren hohen Schutz nehmen. Votre très humble serviteur."

Darauf trat er vor den Schreibtisch u. starrte mit unergründlichem Entzücken nach der Wand empor, wo Waiblinger ~~[illegible]~~ in großen griechischen Schriftzeichen den geheimnisvollen Spruch „Ein und All" angebracht hatte. Vor diesen Zeichen verweilte er minutenlang in gespannter Nachdenklichkeit. Waiblinger, in der leisen Hoffnung ihn jetzt einem Gespräch zugänglich zu finden, näherte sich ihm u. fragte behutsam: „Sie scheinen diesen Spruch zu kennen, Herr Hölderlin?"

Er wich aber alsbald zurück u. verschanzte sich in sein undurchdringliches Höflingszeremoniell.

„Majestät", sagte er mit großer Feierlichkeit, „dieses kann u. darf ich nicht beantworten."

Er trug den unordentlich zusammengerafften Blumenstrauß noch in der Hand, den er nun langsam mit den Fingern zerpflückte u. in die Taschen seines Rockes steckte. Währenddessen war er an das breite, niedere Fenster getreten, das über den lichten Weinberg u. die tiefer liegenden Gärten hinweg eine weite stille Aussicht auf das Flußtal u. auf die hohen Berge der Alb erbot. In den Anblick der hellen, friedvollen Traumlandschaft versunken blieb er stehen, tief die reine, von Traubenschein u. Rebenblüte erfüllte Luft atmend, u. an seinen entspannten u. beglückten Mienen war zu merken, daß diesem schönen Bilde seine Seele noch in der alten Zartheit u. heiligen Ursprünglichkeit offen stehe u. Antwort gebe.

Waiblinger nahm ihm den Hut aus der Hand u. sprach ihm zu, sich auf's Gesims des Fensters zu setzen, was er sogleich tat. [illegible] nach Hölderlin dem Wirte vom Gärtchen seine wohl zubereitete Tabakspfeife überreichte, u. nun saß der Kranke

Dichter bezeugt u. zufrieden werdend, schwieg u. blickte ruhig in das freundliche Tal hinaus. Sein wortloses Wut-anfall war verstummt u. vielleicht hatte sein ermüdeter Geist zu den hohen Traumbildern seiner Erinnerung zurück gefunden, unter welchen einst die kurzen herrlichen Blüten seines Lebens geschienen u. ~~[illegible]~~ deren Namen seit zwei Jahrzehnten niemand mehr ihn hatte nennen hören.

Schweigend hatten die Freunde eine Weile den Rauch aus ihren Pfeifen gezogen u. dem stillen Traum am Fenster zugeschaut. Dann erhob sich Waiblinger, nahm ein Schreibheft zu Händen, das auf dem Tische lag, u. begann mit feierlicher Stimme: „Verehrter Herr Biblio-thekar, es ist Ihnen wohl bekannt, daß wir drei ein Koll-egium von Dichtern vorstellen, wenn auch keiner von uns jungen Anfängern sich mit dem Dichter des un-sterblichen Hyperion vergleichen darf. Was könnte nun na-türlicher u. schöner sein, als daß ein jeder von uns etwas von seinen Gedichten oder Gedanken vor-bringe? In diesem Hefte hier habe ich allerlei aus ~~[illegible]~~ unseren Schriften gesammelt, Herr Biblio-thekar, u. ich bitte Sie herzlich, lesen Sie uns etwas

daraus war!"

Er gab Hölderlin das Schreibheft in die Hand, das dieser sogleich zu wiederzuerkennen schien. Er stand auf, begann in dem kleinen Raume hin u. wieder zu schreiten, u. plötzlich hob er mit breiter Stirn u. mit einer gewissen ungewöhnlichen Leidenschaft ~~sie~~ an, Folgendes vorzulesen:

„Wenn einer i. d. Spiegel siehet — — — S. 23."

Während des Lesens hatte sein Antlitz sich noch immer gesteigert, u. die Studenten waren den seltsamen, zuweilen tief u. schrecklich bedeutsam lautenden Worten nicht ohne Bangigkeit u. geheimem Schauder gefolgt.

„Wir danken Ihnen", sagte Waiblinger. „Wann haben Sie das geschrieben?"

Allein der Kranke liebte es nicht, gefragt zu werden, er ging nicht darauf ein ~~ein~~hielt statt dessen [hielt ihm] dem Jüngling das Schreibheft vor die Augen.

„Sehen Sie, Hoheit, hier steht ein Datum. Eurer Hoheit Wunsch ist mir Befehl. Non, votre Altesse, die Gedichte bedürfen des Raums u. des Punktes. Eurer Gnaden befehlen, dass ich mich zurückziehe."

Damit setzte er sich wieder ans Fenster, begann

an den aufgeschlagenen Buche zu fangen u. richtete seinen Blick auf den fernen Rossberg, über welchem eine lange, schmale Wolke mit goldenen Rändern stand.

„Du hast doch auch etwas zum Vorlesen?" fragte Waiblinger seinen Freund.

Mörike schüttelte den Kopf u. fuhr mit den Fingern durch sein blondes, ~~[illegible]~~ frauenhaft gewelltes Haar. In seinem kleinen Schreibpult verborgen bewahrte er seit Monaten zwei neue Gedichte auf, welche „An Peregrina" überschrieben waren u. von denen keiner seiner Freunde wusste. Doch wussten einige von ihm ~~[illegible]~~ um ~~[illegible]~~ seltsame romantische Liebe, deren schönstes Zeugnis jene Lieder waren; mit Waiblinger aber hatte er nie darüber gesprochen.

„Du bist ein Querkopf", rief Waiblinger enttäuscht. „Warum hüllst du dich vor mir so verborgen? Hier oben hat man den Homer auch seit Wochen nimmer gelesen! Das [illegible] macht es gerade so Ihr seid verflixte Frühlinge, Ihr Tugendhelden!"

Mörike neigte unwillig seinen Kopf hin u. wieder.

„Wir wollen uns Lieder von dem dort ~~[illegible]~~ nicht zerstören", sagte er leise mit einer Gebärde gegen das Fenster. „Was indessen

den Tugendhelden betrifft, so hast du dich getäuscht. Mein Walter, ich bin letzte Woche mindestens viermal acht Stunden im Karzer gesessen. Das sollte mich rehabilitieren. Und nächstens kann ich dir auch mindestens viermal etwas vorlesen.

Weiblinger hatte seinen Hemdkragen weit aufgeknöpft u. den Rock ausgezogen, seine mächtige, dunkel behaarte Brust schaute durch den Hemdschlitz.

„Du bist ein Diplomat", rief er feindselig, „man weiß nie, wie man mit dir steht. Aber ich will

---

K 6?

Ich bin gespannt, wie ein braver Tag gefüllt werden soll, u. Ihr gießt Euch [illegible] u. geht zu, die Hände in den Taschen, wie lang ich's noch mag [illegible]. Und wenn sie mich dann abfangen, dann ~~[illegible]~~ fragt Ihr die [illegible] u. [illegible] fragen: Haben wir's nicht schon lang gesagt? Wenn der Bürgermeister seine rechten Freude haben soll, dann muß [illegible] gescheit werden, u. das bin ich. Und du, du stehst auch bei denen drüben, u. wenn dir's [illegible] nicht recht, du bist doch bei Gott nichts als ein ganzer [illegible]. Du u. ich, wir könnten miteinander das ganze Pult in die Luft sprengen. Aber nein, du hast deinen Brüder u. deinen Gartenbau, die kaufen dir noch u. bilden sich ein, sie würden auch so etwas wie ein Genie, wenn sie sich an deinem Feuer wärmen. Und ich kann allein drüben u. an mir selber ersticken, bis ich kaputt bin!

Aber wo sitzen wir denn gerade jetzt? Und ich bin auch

manchmal den Österberg hinauf gestiegen, aber der Waiblinger war nicht da, der Waiblinger hatte in der Bäckerei u. beim Lammwirt u. in anderen Kneipen zu tun. Vielleicht ist er auch hinter Bäumen gesessen u. hat bloß nicht aufstehen mögen, so wie er's einmal dem Ludwig Uhland gemacht hat."

Er streckte dem Kameraden die Hand hinüber.

„Sieh, Wilhelm, du weißt, daß ich nicht immer mit dir einverstanden sein kann – du liebst es ja selber nicht. Aber wenn du meinst, ich habe dich minder gern, oder wenn du gar befürchtest, mir sei mein Plätzlein im Stift zu lieb u. ich habe Angst, für deinen Freund zu gelten, dann muß ich einfach lachen. Lieber soll man mich dreißig Tage in den Karzer stecken, als daß ich an meinem Freund den Judas mache. Weißt du's jetzt?"

Waiblinger drückte die hingebotene Hand so heftig, daß sein Freund schmerzlich den Mund verzog. Stürmisch fiel er ihm um den Hals, der sich seiner kaum erwehren konnte, u. plötzlich hatte er die Augen voll Tränen u. seine umschlagende Stimme klang hoch u. knabenhaft.

„Ich weiß ja", rief er schluchzend, „auch ich weiß, ich bin deiner gar nicht wert. Das dumme Mädchen hat mich heruntergebracht. Du weißt ja nichts, wie elend ich bin, du kennst das alles nicht, was ich durchmache u. was mich noch tötet, du kennst das Weib nicht, diese wunderbare rätselhafte Frau, an die ich mich verblute."

„Ich kenne sie schon", meinte Edmund bitter, u. er dachte, mit einer kleinen Erbitterung gegen den Freund, an seine eigenen Schmerzen um Franziska.

„Du kennst sie nicht", sag' ich, „wenn du sie nur gesehen hast u. ihren Namen weißt. Du, ist sie nicht wahrhaftig schön? Kann sie denn etwas dafür, daß sie eine Jüdin ist u. könnte sie so wahrhaft schön sein, wenn sie's nicht wäre? Ich verbrenne an ihr, ich kann nicht lesen mehr, nicht schlafen, nicht dichten; erst seit ich ihren Busen geküßt u. an ihrem Hals geweint habe, weiß ich was Schicksal ist."

„Schicksal ist immer Liebe", sagte Wieland leise, u. dachte mehr an Franziska als an den Freund, dessen stürmende Selbstentblößung ihm quälend war.

„Ach du", rief Heiner schmerzlich u. sank in seinen Sitz zurück, „du bist ein Heiliger! Du stehst überall

wie ein Wächter
nur Tadeln u. hast überall nur Teil am Schönen u. Zarten u. nicht am Häßlichen u. Giftigen. Du bist so ein stiller guter Mensch, aber ich, ich bin ein Komet, ich bin eine wilde nutzlose Fackel u. verbrenne in der Nacht. Und ich will es auch so, ich will verflackern u. verbrennen, es ist gut so u. ist nicht schade um mich. Wenn ich nur vorher noch einmal etwas Gutes u. Großes schaffen könnte, nur ein einziges, edles, reifes Werk. Es ist ja alles nichts, was ich gemacht habe, alles schwach u. eitel u. in mir selbst befangen! Der hat es gekonnt, der dort drüben im Fenster! Der hat seinen Jugendtraum hingestellt, ein Ehrenbild u. ein Denkmal seiner großen Seele! Und du kannst es auch, du wirst in aller Stille gute u. große Werke schaffen, du Unscheinbarer, den ich nie ganz in's Herz sehen kann. O, ich kenne sie alle, den Pfizer in Stuttgart u. den Bauer u. alle miteinander, ich habe sie durchschaut u. ausgelacht u. verbraucht — nein Knulp, nein Knulp! Nur du hast immer Mund gehalten, nur du hast dein Geheimnis in dir bewahrt! Dich kenn ich noch immer nicht, dich kann ich nicht aufbrauchen u. verbrauchen! Mit mir geht es schon abwärts, u. du stehst noch im Anfang.

„Mir wird es gehen wie unserem Hölderlin, u. die Kinder werden mich auslachen. Aber ich habe keinen Hyperion gedichtet!"

Mörike war sehr ernst geworden.

„Du hast den Pfarrer gedichtet", fragte er zart.

„Den Pfarrer! Da wollte ich glücklich sein u. mir verlangen, wie wirklich ist das Ding geworden! Sprich mir nimmer vom Pfarrer! Du kannst's nicht glauben, wenn du ihn auch lobst, du stehst so hoch über dieser Schattengestalt! Nein, es ist nichts wert, u. ich bin ein Stümper, ein

---

7a

geht mir immer so, ich fange eine Dichtung in heller Freude an, es glüht u. sprudelt in mir u. läßt mich Tag u. Nacht nicht los, bis ich den Strich unter das letzte Kapitel gemacht habe. Dann ist mir wieder, wie wenn ich geträumt hätte, u. nach einer Weile, wenn ich's wieder ansehe, ist das fad u. grau, was alles grell u. hell u. überwältigend war. Ich weiß, bei dir ist das ganz anders, du machst wenig u. brauchst Zeit dazu, aber dann ist es auch gut u. kann sich sehen lassen. Bei mir wird aus jedem Einfall immer gleich ein Buch, u. ich muß fragen, ob jetzt als Gewaltiges als so sich hinzustürmen u. auszugießen, ein Rausch u. Traum des Schaffens. Aber nachher! nachher! Da steht der Teufel da u. grinst u. zeigt den Pferdefuß, die Begeisterung war Schwindel, u. der edle Rausch war Einbildung. Es ist ein Fluch!"

verwundert auf. Hölderlin hatte seinen Freundschaftsglanz

verlassen, durch die lauten heftigen Unterhaltung beängstigt, nun starrte er in scheuen Blicken an; sein Gesicht zuckte unruhig u. seine hagere, lange Figur sah bedürftig u. leidend aus.

Da beide betroffen schwiegen, neigte sich Hölderlin über Mörikes Stuhl, berührte ihn vorsichtig an der Schulter u. sagte mit zitternder heiserer Stimme: „Seine hohen Gnaden, der Herr von Goethe in Weimar, der Herr von Goethe – ich bin u. darf mich darüber nicht äußern.“

Das gespensterhafte Dazwischenreden des Wahnsinnigen u. sein scheinbares Eingehen auf ihr Gespräch, das bei ihm äußerst selten war, hatte die Freunde unheimlich berührt u. beinahe erschreckt.

Jetzt fing Hölderlin wieder an, durch die kleine Stube zu wandern, heftig u. zwanghaft hin u. her zu wandern wie ein gefangener großer Vogel u. unverständliches murmelnd. Keiner wagte sich ihm zu nahen.

„Wir hatten ihn ganz vergessen!“ rief Waiblinger voll Reue u. war wie verwandelt. Wieder nahm er sich des Dichters wie ein sanfter Pfleger an, führten ihn

aus's Fenster gesetzt, lobte die Aussicht u. die herrliche Luft, brachte die am Boden liegenden Schuhe wieder in Ordnung, bürstete u. begütigte mütterlich. Und wieder gewann Moritz den anspruchsvollen u. unbequemen Freund, den er um ihn so (wohl) herzlich u. gütevoll bemüht sah, von neuem schmerzlich lieb u. machte sich stille Vorwürfe, ihn ~~selbst~~ seit langem wirklich vernachlässigt zu haben. Er kannte Wendlingens schwankenden Übertreibungssucht u. das unheimlich wache Auf u. Ab seiner Stimmung an, aber was er von seiner gefährlichen Fahrt durch's Gebirge wußte, war freilich bedenklich, u. des Freundes wirrer Ausbruch hatte ihn ernstlich geängstigt. Der zarte u. empfindliche Moritz hatte in Wendlingen stets ein Vorbild unverwüstlichen Jugendübermutes u. üppig schwellender Kraft gesehen; nun aber machte der von ~~heimlichem~~ Trunk u. seelischer Selbstzerstörung beschädigte u. entstellte Mensch auf ihn einen beängstigenden Eindruck, als gehe er verzweifelnd auf einem abschüssigen Pfade tiefer u. tiefer, einem unheilvollen Schicksal entgegen. Auch die seltsame Vertrautheit der Freundschaft des Freundes mit dem Geisteskranken erschien ihm heute ~~von~~ in einem unheimlichen Bedeutsamkeit.

Freundlich sahen indessen den Freund neben seinem ~~[illegible]~~ warmen Gaste im Fenster, den strotzend jungen neben dem ergrauten u. verlassenen Mann, die bisher gemiedenen Tage schauten wärmer u. farbiger vom Gebirge wieder, im Tale sahe ein langes ~~[illegible]~~ Floß aus Baumstämmen den Fluß hinabwärts, Studenten saßen darauf, schwangen blitzende Trinkbecher im Sonnenlicht u. sangen ein kräftig frohes Lied, daß es bis in diese stille Höhe herauf schallte ...

Mörike trat zu den beiden u. blickte mit hinaus. Schön u. milde lag die geliebte Gegend zu seinen Füßen, mit blanken Lichtern blitzte der Neckar herauf, u. mit der sanften lauen Luft wehte Gesang u. ungebändigte Jugendlust wie mit warmen Lebenswellen herauf. Warum saßen sie hier so arm u. bedrückt diese Dichter des Vaterschwabenlandes, der alte u. der junge, u. warum stand er selber, von schwankenden Freundschaften u. von einer [illegible] hoffnungslosen Liebe erschüttert so unbefriedigt u. traurig daneben? War das nur seine Empfindlichkeit u. Schwäche, daß er trüben Stimmungen so oft unterle[illegible] ~~[illegible]~~ [illegible], oder war es wirklich das Schicksal der Dichter, daß ihnen keine

Seine schweren Bücher, deren Schatten sie nicht in den eige-
nen Kindern fernhalten müssten?

Mitleidig dachte er dem lieben Hölderlin nach, der nicht
nicht nur ein Dichter, sondern auch ein begabter Schüler u. hoch-
gebildeter Philosoph gewesen war, mit Schiller in Verbindung ge-
standen u. als Hofmeister im Hause der Frau von Kalb gelebt
hatte. Hölderlin war, gerade wie Wilhelm auch ein Zögling des
theologischen Stiftes gewesen u. hätte Pfarrer werden sollen,
u. dagegen hatte er sich gesträubt, wie auch Wilhelm sich dage-
gen zu sträuben gedachte. Seinem Vater nun hatte er durchgesetzt
aber wie hatte die Welt den niedrig gewordenen Dichter, den
gestrauchelten, schwermütigen Dichter empfangen? Nichts war
ihm geworden als Armut, Demütigung, Hunger, Heimat-
losigkeit, bis er aufgerieben war u. der hoffnungslosen
Krankheit verfiel, welche weniger ein Wahnsinn zu sein schien
als eine Fremdung u. hoffnungslose Rückgewinnung des
verlorenen Geistes u. Gemütes. Da saß er nun, mit
der göttlichen Stirn u. den noch immer ergreifend weitblickenden
Augen, das Gespenst seiner selbst, in eine trübe, unbewusste
...lose Kindheit [mit seinem] zurückgesunken, u. wenn er auch lange
vollständig, u. zuweilen einzig verschafft schien, Wenn
ein helles Auge aufblitzte, so war es doch nichts mehr als

das Spiel eines Kindes mit bunten [illegible].

Die Mutter so ergriffen u. nachsinnend hinter dem breiten Strand, wendete [illegible] sich ihm zu u. schritte eine Weile stumm u. suchend in das feingezogene, überaus zart belebte, etwas weiche Jünglingsgesicht, dessen Stirn u. Augen voll von Geist u. voll von herrlicher Kindheit waren. Vielleicht fühlte der Alte nun ähnlich ihm selbst dessen Jünger-sein, vielleicht erinnerte ihn die Reinheit u. beseelte Heiligkeit dieser Stirn u. der tiefe, noch keines geistigen Gerüchts berührten Jünglingsträume in diesen herrlichen Augen an seine eigene Jugend; doch ist es zweifelhaft, ob nicht auch diese einfache Gedankenfolge schon zu ermüdend für sein Denken war, u. vielleicht ruhte sein unergründlicher, ernster Blick nur in reinem fröhlichen Vergnügen am Schönen auf dem Gesicht des Studenten.

Während sie alle drei eine Weile schweigend u. jeder den Nachhall der vorigen lebhaften Aussprache in sich fortschwingen fühlte, kam den Weinberg herauf die Jungfer Lotte Zirner gestiegen. Unwillkürlich sah er ihr entgegen u. ~~sah~~ starrte dem Herankommen der kräftigen Mädchengestalt mit stillem Vergnügen zu, u. als sie näher kam u. ihm, der sie mit breitem Zurück begrüßte, mit leichtem zunickte

tat er einen Sprung durchs niedere Fenster u. ging ihr die letzten Schritte entgegen.

„Es ist mir eine Ehre", rief er überschwänglich u. warf winkend die Mützchen hin, „es ist mir eine Ehre, in dieser Klause auch einmal ein so hübsches Fräulein begrüßen zu dürfen. Kommen Sie herein, werte Jungfer Lotte, drei Dichter warten zu Ihren Füßen drinnen!"

Das Mädchen lachte u. ihr gesundes Gesicht erglühte vor dem raschen Emporsteigen. Sie blieb auf der kleinen Treppe stehen u. hörte dem Gebahren des Studenten belustigt zu, schüttelte dann aber kurz den blonden Kopf.

„Bleiben Sie lieber stehen, Herr Verwalter, ich bin nicht aufs Reimen gestellt. Und geben Sie mir meinen Dichter heraus, ich habe genug an dem einen."

„Aber Sie werden doch wenigstens einen Augenblick hereinkommen? Es ist ein Kneipel, Fräulein, u. keine Räuberhöhle. Sind Sie denn gar nicht neugierig?"

„Ich kann's aushalten, Herr Verwalter. Eigentlich hab' ich mir einen Kneipel immer anders vorgestellt."

„So? Und wie denn?"

„Ja, das weiß ich nicht. Jedenfalls feierlicher, u. ohne Tabakrauch müssen Sie. Nein, geben Sie sich keine

„Mühevenhe, es ist ja doch nicht Ihre Schuld. Ich kann nicht hinein; ich muss gleich wieder zurückfahren. Bringen Sie mir nur den Hütchen heraus, bitte, dass ich ihn heimbringen kann."

Nach einigen weiteren Fragen u. Umständlichkeiten ging er dann hinein u. winkte den Kranken zum Aufbruch, gab ihm seinen Hut in die Hand u. führte ihn zur Türe. Hildwalter schien ungern wegzugehen, man sah es seinem Blick u. seinen zögernden Bewegungen an, doch sagte er kein Wort der Bitte oder des Bedauerns. Mit der höflich wohlwollenden Artigkeit, hinter welcher er seit so vielen Jahren sich vor aller Welt verschlossen u. verborgen hielt, wandte er sich mit Blick u. Verneigung nach der Mutter, dann den Zwillingen, schritt folgsam zur Türe u. wandte sich dort mit einer letzten Verbeugung um: „Empfehle mich. Schöne Erzählung ganz ausgezeichnet. Schöne Erzählung haben befohlen. Ergebenster Diener, den Herrschaften."

Freundlich nahm ihn draußen Lotte Zinner bei der Hand u. führte ihn hinweg, u. die zwei Studenten blieben auf den Stufen stehen u. sahen den Hinweggehenden nach, wie sie zwischen den Reben den Weg hinab gingen u. nach kleinen Wenden der lange freundliche Mann an der

Grund seiner [gegen] Pflegerin. Ihr braunes Kleid u. sein großer schwarzer
Hut waren noch lange zu sehen.

Moritz sah, wie sein Freund mit traurigen Blicken
den entschwindenden Unglücklichen folgte. Ihm lag daran,
den empfindlichen u. erregten Menschen aufheiternd zu zer-
streuen; auch wollte er selbst es vermeiden, in der Richtung
einer unbequemen Stunde allzuviel von seinem Innern
zu enthüllen, denn Weiblinger hatte seit Monaten aufgehört
sein unbedingter Vertrauter zu sein. Moritz, der an einsa-
men Tagen Schwärmerei seiner grundlosen Wehmut nach-
hängen durfte, liebte es nicht u. hütete sich davor, diese Seite
seines komplizierten Wesens anderen zu zeigen, am we-
nigsten diesem Freunde, der selbst so gern in einer fast
weiblichen Preisgabe seines Innersten zu schwelgen liebte.

Kurz entschlossen, den Bann zu brechen u. sich selbst
samt dem Kameraden auf die heitere Seite des Lebens
hinüber zu retten, schlug er sich klatschend auf's Knie, setzte
ein geheimnisvolles Gesicht auf u. fragte in komisch schlecht
geschauspielter Gleichgültigkeit: „Übrigens, dieser Tage habe
ich einen alten Bekannten wiedergetroffen."

Weiblinger sah ihn an u. sah sein bewegliches Gesicht
von leise zuckendem Wetterleuchten herüberhuschendes,

[illegible] überflogen, die [illegible] Wandwinkel
schienen wie [illegible] in phantastischen [illegible], die ver-
[illegible] schienen sich über den starken [illegible]-
ten in spitzbübischer Laune u. die [illegible]
Augen schienen der verhaltenen Munterkeit zu lauschen.
„Ja, wer denn?" fragte [illegible] in froher
Spannung. „Nun, wir wollen hinein gehen."
Im Stübchen zog [illegible] die [illegible]
halb zu, daß sie in völlig [illegible] Dämmerung saßen;
er ging unruhig hin u. her, plötzlich blieb er am [illegible]
stehen, lachte lustig auf u. fing an: „Ja, weiß Gott, der
Mann [illegible] sich [illegible] [illegible] Jungen
[illegible] [illegible] aus [illegible], d. er beschäftigte
auf einer wichtigen, äußerst wichtigen, folgenreichen
Geschäftsreise zu sein. Er kam von Stuttgart mit Empfehl-
ungen von Schwab u. Matthisson – unmöglich ihn abzuwei-
sen! u. er wollte noch am selben Abend mit Eilpost
nach Zürich weiterreisen, wo er von hochstehenden Gönnern
mit Ungeduld erwartet werde. Nur der Ruf dieses
entzückenden Musensitzes, sagte er, u. der [illegible]
Ruhm u. Glanz des [illegible] Stifts, dieser ehrwürdigen
Pflanzstätte der [illegible] Geister, habe ihn bewo-

lassen können, seine eiligen Reisen für wenige Stunden
zu unterbrechen, u. nun konnte ich nicht, wie ursprünglich
ich hoffte ich ihn zu bewundern, obwohl seine Freunde in Zürich,
Mailand u. Paris ihm meine Wünsche des Zustandekommens
ausgesprochen wurden. In der Tat, Tübingen sei ganz charmant,
u. namentlich so gegen Abend in den Alleen am Neckar
herrsche ein geradezu verzauberndes Halbdunkel, von seinen
[illegible] gitterartigen Bibliotheken, [illegible] romantisch-go-
tisch. Der Kaiser von [illegible], dem er beauftragt sei die
Abbildungen aller schönen Städte Europa's in Kupferstich
zu sammeln u. seiner Hoheit mitzubringen, er werde ent-
zückt sein, u. ob ich ihm einen guten Kupferstecher nennen,
un bon graveur sur cuivre, einen wirklich schönen Kün-
stler, ein echter Künstler voll ésprit u. Gemüt. Ja, ob ich
übrigens hier manche Quellen gehe? Nicht! Er erzählen
doch davon gehört zu haben. Und ob der Dichter Schubart
noch lebe – er meine jenen Unglücklichen, der von Friedrich
dem Gütigen an die Hottentotten verkauft worden sei u.
dort die afrikanischen Nationalhymnen gedichtet habe. O, er
sei gestorben? Hélas, der beklagenswerte! – Indessen war
mir doch ganz sonderbar zu Mute, wie der Kerl seine ...
Freunde verschluckte u. dazu mit den langen dünnen Fingern.

an seinem silbernen Rotkehlchen dachte. Du hast ihn schon ge-
sehen, dacht' ich immer, diesen Direktoren Vogelkunst mit
seinen nervösen Spielen u. seinen langen dünnen Spinn-
fingern! Er hält das Ohr eine Weile nach seinem kleinen
bunten Künstler, der ihm hinten bis an die Schulter hinab ging
eine Weile heraus, als wäre er hier aufgescheucht u. in den ge-
schnittigen Gärten dachte u. seine Kreise nimmt u. dazu in
seiner hilflos aufgeregten Ungewissheit so hell u. hoch zu werden
beginnt, u. wie er dann so süss u. innig angesehen zu lächeln
weiss u. mit den Fingerspitzen auf dem Kopf den Kreisel wuschelt
herumdreht, da ist mir's wie im Traum, u. ich quäle mich u. zittere
heraus wie ein Kandidat im Examen, weil's bänglich wird,
dass ihm der Schweiss ausbricht u. die Prüfungslücken entlaufen.
Des Herrn Joachim Andreas Vogelkunst aus Tannenbaum liess mir
aber keinen Augenblick zum Nachdenken, vermutlich aber müsste
er, wie mir zu Mut sei, u. hatte seine stückische Freude daran
u. wollte mich ja noch nicht lange schmoren lassen. Vom Mitt-
gest ausgefüllt er, u. von den neuesten Gedichten des Herrn
Wettstreiten, die er ihm eigenhändig vorgelesen habe u. welchen
eine gewisse interessant-gezierte Leichtfertigkeit von Kennern
nicht abzusprechen sei, u. im gleichen Atem fragt er aufs Ange-
legentlichste ob die [illegible] Postmeister noch, zurück über Überlebenden

führen, wir haben nämlich von einem Stück Blei gehört, das dort vergraben liegen müsse u. das vortrefflich in seiner [illegible] zur Vermehrung von Sehenswürdigkeiten passen möchte. Den Gedanken gedachte er dann auch aufzuführen, um dort en passant von ~~den Gerüchtsschaften~~ Opern das [illegible] Stückchen seiner Andacht zu [illegible]. Von dem berühmten [illegible] nämlich sei er ein alter treuer Anhänger, wie er denn auch dem Professor Schelling die Bekanntschaft mit dem Geist des [illegible] verdankte u. überzeugt ein Freund der Bildung durchs [illegible] worden. Wenigstens haben wir die Phantasiestücke von Hoffmann ins Französische übersetzt u. besser als seine [illegible] in Paris [illegible], sei auch vom seligen Professor von Ossian mit einem wertvollen Orden [illegible] worden. Er stellte einen Stern dar, dessen Zacken von [illegible]zeichen gebildet werden, u. früher habe er ihn gern auf der Brust getragen, nicht aber seiner Berliner Gesellen. Damit [illegible] den Gott [illegible] verbergen er auch das Jungen dieser [illegible] Decoration [illegible] haben. — Aber indem er das sagte, hebt sich der Herr [illegible] mit der flachen Hand sachte über den Scheitel, u. das tat das Männlein so [illegible] u. [illegible], daß ich nur mit Gewalt hätte herausbrechen müssen. Und jetzt komme ich zu — wer war's?"

Wetzel!" rief Waiblingen entzückt aus.

„Richtig geraten. Es war Wetzel. Aber er hatte sich sehr verändert, das muß ich sagen. Ganz leise begann ich also meine Entdeckung auszudrücken u. fragte verwirrt, wie sei ich habe ihn schon früher niemals gesehen. Er lächelte. Er sei zum ersten mal in seinem Leben in diesem herrlichen Lande u. in dieser entzückenden Stadt, deren bildende Kunstschätze entzü- nehmen er übrigens zu nicht vergessen dürfe, aber offen er habe bedauert, sich nicht erinnern zu können, möchte es ja doch immerhin wohl möglich sein, daß ich ihn schon gesehen hätte. In Berlin vielleicht? Oder am Ende in Petersburg? Nein? Oder in Hamburg? Auf Reisen? Nicht? Ja dann kann es schon sein, es müsse wohl ein angenehmer Irrtum des Herrn Magistratsherren. – Nein, sagte ich, jetzt fällt mir's bei, es ist im Englischen Garten! – Er stutzte einen Augenblick. Englisch? Ja richtig, da sei er auch einmal gewesen, als Gesellschafter bei dem alten König Ulmer, der aber lieber Singvögeln gestorben sei. Solche der können Sie vielleicht auch meinen Freund Wetzel? frage ich jetzt u. schaue gerade in die Augen. – Ich kann schwören, er war's, aber meinst du, er hätte mit einer Wimper gezuckt? Nichts dergleichen! Wi – Wetz – Wetzl fragt er nachdenklich, u. tut, als kann er den wildfremden

Kommen absolut nicht auszuforschen!"

„Großartig!" jubelten Weiblingen(?). „Das heißt ihn gleich, dem Windmühle(?), dem Vogelkunst(?)! Aber was hat er denn eigentlich von dir gewollt?"

„Ach, nichts Besonderes", lachte Minka(?), „ich verrat' dir's dann. Aber jetzt muss ich einen Augenblick hinaus gehen."

Er streifte den Laden wieder auf, gelben Log(?) der Abenddämmerung in die Bänke bleiben in Luft(?).

Er ging hinaus, kam aber schon nach einer Minute wieder zur Tür herein, vollkommen verwandelt, das Gesicht seltsam scharf mit seitlich zugespitzten Munde, die Augen klein u. verschlossen, das Haar nur wenig herabgestrichen, mit schwankenden ungelenkigen Bewegungen der Arme u. Hände, mit auswärts gespreizten Füßen auf den Zehen hüpfend, genau Vogel(?). Dazu hatte er einen hohen, seltsamen harten ~~Ton~~ Strom(?) angenommen.

„Schönen guten Abend, Herr Magister", sang er u. machte ein altmodisches Kompliment, den Hut mit dem Hauptgestell(?) der Linken am Rande haltend. „Schönen guten Abend, ich habe die Ehre u. das Vergnügen mich Ihnen als den Mitinhaber(?) Vogelkunst mit

[illegible] vorzustellen. Sie wollen wohl, daß ich mich [illegible] bei Ihnen einführe? Ein angenehmer Aufenthalt hier oben, [illegible] wollen Sie mir Ihren zu diesem [illegible] zu [illegible].

„Was führt Ihr hierher, [illegible]?" fragte [illegible] Waiblinger.

„Vergebung, bitte, Direktor, Vergebung. Auch muß ich um Nachsicht bitten, daß ich [illegible] nicht meinen [illegible] Personen [illegible] sondern mit Respekt vor den [illegible] [illegible] Geschäften in diesen [illegible] zu stehen [illegible] habe."

„Also, Herr Direktor, womit kann ich dienen?"

„Sind Sie Herr Magister Waiblinger?"

„Aber ja."

„Sehr gut. Sie sind Dichter. Sie sind ein geschätzter Herr. — O bitte, keine überflüssige Bescheidenheit! Man ist von Ihnen [illegible] unterrichtet. Ich bin Ihr [illegible], mein Herr. [illegible] ~~[illegible]~~ Geschäftsführer der Unterwelt". Nun, [illegible] Sie sich, [illegible] ich bin ganz unterrichtet."

„Also weiter, zum Teufel, Sie Direktor der [Oberwelt?]!"

„[illegible] Herr Magister [illegible] ins Tübinger Stift? Der

möchte ich ganz nachdrücklich widersprechen, als der Herr denn doch nicht zufrieden ist?

„Zufrieden? Der Stift? Da müsste ich ein Wicht sein. Indessen hat die Sache zwei Seiten: Die Herren vom Stift sind ja nämlich mit mir ebenso wenig zufrieden wie ich mit ihnen."

„Sehr gut, lieber Herr Oberförster! Ganz wie ich mir's gewünscht habe. Ich bin nämlich in der eigentümlichen Lage, dem Herrn Oberförster einen recht angenehmen Überraschung ~~Lage~~ unter Umständen offenbaren zu können."

„O, sehr verbindlich. Darf ich fragen ....?

Moritz [illegible] trat einen kleinen Schritt zurück, setzte vorsichtig seinen Hut auf ein Küchenbrett neben, setzte mit dem Ernste der feierlichsten Verbeugungen und in Blicken im höchsten Maße, doch geheimnisvoll eindringlichen Ton:

„Sie sehen in mir, Herr Oberförster, einen bescheidenen Mann, einen Mann von wenig Verdiensten vielleicht, aber einen Mann, der doch seine eigene Notwendigkeit zu schätzen weiss und der sich den höchsten Herrschaften zu ihrer Zufriedenheit bedient hat. Erlauben Sie mir, mich ganz kurz zu fassen, was meinem Manne gegenüber ~~[illegible]~~ dieser Zeit überaus kostbar ist. Ich bringe die schmeichelhaftesten Empfehlungsbriefe von den Herren Oberförstern

u. Schmerz in meinem Herzen. Es handelt sich aber um eine nicht unwichtige Angelegenheit. Hören Sie, ~~ich suche~~ u. urteilen Sie recht nach meinen Worten! Ich suche einen Ersatz für Friedrich Schiller."

„Für Schiller? Ja, mein werter Herr --"

„Sie werden mich verstehen, zu ich schweigsam war, Sie werden mich billigen. Hören Sie! Zu den hervorragenden Männern, denen ich gelegentlich meine schwachen Dienste widme, gehört der Herr Lord Fox in London, einer der distinguiertesten u. wichtigsten Männer von England, Peer von Großbritannien, Freund u. Vertrauter seiner Majestät des Königs, Schwager des Marquis der Finanzen, Pathe des Prinzen Jakob von Cumberland, Entzücken der Gesellschaft ..."

„Ja, ja, schon recht. Und was ist mit dem Herrn Lord?"

„Der Lord weiß meine Talente zu schätzen, zu ich darf mich seinen Freund nennen, Herr Magister. Es war einmal nach einer Hofjagd in Windsor, da stellte er mich dem Baron Hoffmann vor mit den Worten: „Dieser Herr ist ein Juwel, ein seltener Mann." Ein Wunderwerk, als die Prinzessin Victoria gerade zur Welt gekommen war – ich war damals von Spanien zurückgekehrt –"

„Gut, gut, aber fahren Sie fort! Der Lord Fox –"

„Der Lord Fox ist ~~[illegible]~~ ein ungewöhnlicher Herr, Herr

Vergiften. Ich hatte damals die Ehre, ihn an seinem eigenen Wagen zur Jagd begleiten zu dürfen. Es war eine Fuchsjagd, mein Herr, u. der Fuchs wird in England zu Pferde gejagt, es ist das Lieblingsvergnügen des Adels. Auch der berühmte Lord Chesterfield soll ein großer Fuchsjäger gewesen sein, ebenso Lord Bolingbroke. Er starb an Blutvergiftung.

„Kommen Sie doch zur Sache, Herr!"

„Ich bin stets bei der Sache. Eine Fuchsjagd ist sogar eine ganz spannende Sache, worüber vielleicht eine wirkliche Fuchsjagd noch interessanter sein mag. Ich habe einer solchen Fuchsjagd ein Mal beigewohnt. Aber, um mich kurz zu fassen, die großen Herren in England halten feudale u. kostspielige Hofstaaten. Ich kannte einen Herrn von der Ostindischen Kompagnie, der fast nichts anderes als daß er wegen eines Schmerzes am linken Bein alle Ärzte von ganz Europa zu sich kommen ließ. Ich empfahl ihm damals den Leibarzt des Kurfürsten von Braunschweig – nun habe ich seinen Namen vergessen –"

„Welchen Namen? Des Kurfürsten?"

„Nein des Leibarztes. Ich bin unterwürfig, ich hätte es niemals für möglich gehalten. Er war ein geschickter Mensch der sein Handwerk verstand. Übrigens hat er dem Herrn an

England doch nicht helfen können. Es war für mich ein wahres embarras. – Wenn Sie haben mich unterbrochen Also, es handelt sich darum, einen Ersatz für Ludwig Schiller zu finden. Der Lord Fox will nämlich einen deutschen Dichter in seiner Umgebung haben. Ich selbst habe ihn dazu überredet. Sie wissen, ich bin gewissermaßen selbst ein Stück von einem homme de lettres, u. da ich manche Reisen mache u. verschiedene Bekanntschaften habe, konnte ich die nicht ganz uninteressante Beobachtung machen, daß sehr viele von den deutschen Dichtern Schwaben sind, u. daß sehr viele von diesen schwäbischen Dichtern dem theologischen Stift entstammen, u. daß sehr viele von ihnen wenig mit ihren Glücksumständen zufrieden zu sein scheinen. Ich war, da dachte ich mir, ich könnte dem Lord Fox einen schwäbischen Dichter empfehlen. Er bezahlt die Reise u. zahlt 2000 Taler jährlich. Meine Erkundigungen im Auslande haben zu dem Resultat geführt, daß Dr. Schiller der bedeutendste schwäbische Dichter ist, u. ich bin nach Ihnen gereist, um ihm meine Aufwartung zu machen. Leider erfahre ich, daß Herr Schiller schon vor längerer Zeit gestorben sei. ~~Der~~ Lord Fox will aber einen lebendigen Dichter haben – –"

Mitten im Satz hielt Mörike plötzlich inne. Von der Stadt herauf schlug die Stiftskirchuhr, die Tür stand schon

lief. Es war sieben Uhr.

„Das gibt wieder eine Tote", rief Thürke ein wenig bekümmert. „Wir können wieder vorsichtig das Licht, wie ich [illegible] eben nicht im Kamin geschossen."

„Aufwärts", meinte Waldinger, „es ist bloss schade um den Vogel. Ein dünner [illegible]! Nein, wir fangen noch einmal an."

Aber Thürke schüttelte den Kopf, er war gleichzeitig ernüchtert. Bedächtig stieg er seinem Genossen zuvor [illegible] schloss einen Augenblick die Augen, sein Gesicht sah müde aus.

„Kommst du mit?" fragte er dann. „Wenn ich keine [illegible] ein bisschen [illegible], dann [illegible] ich nach Hause."

Waldinger stand unschlüssig: seine schöne [illegible], sein bisschen [illegible] [illegible] ihn auf den Abend. Er hatte [illegible] seit einer Stunde ging [illegible], er hatte sich seit langem nicht mehr so wohl gefühlt. [illegible] begann er die [illegible] zu schleifen, Thürke half mit, dann [illegible] sie [illegible] aus dem dunkel gewordenen [illegible] an den warmen Abend, der auf den [illegible] völlig geruht.

Nun verschloss Waldinger den Laden von außen.

„Nein", sagte er, während er den Schlüssel abzog, „ich

blieben heut Abend daheim. Aber ich begleite dich noch in die Stadt. Es ist hübsch gewesen heut Nachmittag, ich war schon lang nimmer so vergnügt. Weißt du, es geht mir schlecht, u. du mußt mir's nicht nachtragen, wenn ich dich vielleicht ein wenig angeschnauzt habe. Es gilt alles mir selber, auch was etwa an dich adressiert war, u. wenn du schlecht von mir denkst, so kannst du doch nicht schlechter von mir denken als ich's selber tue."

Sie gingen im Abendlicht bergabwärts der Stadt entgegen, die mit rauchenden Kaminen u. schräg beschienenen Dächern beschieden u. eng um die mächtig ragende Stiftskirche her gedrängt lag.

„Du, komm' lieber mit in's Stift!", fing Mörike noch einmal heiser bittend an. „Es ist nicht wegen dem Konzert. Aber wir könnten dann den Abend etwas miteinander sitzen, im Gesp-räch oder im Hinterzimmer, es wäre hübsch."

„Ja, es wäre hübsch", seufzte Waiblinger. „Aber ich habe schon eine Verabredung, es geht nicht. Wir wollen bald wieder einmal zusammen hier draußen sein, dann mußt du auch deine Gedichte mitbringen. Es sind doch gute Zeiten gewesen, wie der Bauer u. der Schreiner noch kamen u. wir vier dort im Gartenhaus unsere Kindereien getrieben haben. Wer weiß, wie oft wir

noch bewundern sein können, ganz lang kann's nimmer dauern. Für mich ist in Tübingen kein Boden mehr."

„So mußt du nicht denken. Du hast jetzt eine Zeitlang ein bißchen arg gelebt u. die Freunde gemacht, das kann alles wieder anders werden."

Seine Stimme klang leicht u. tröstlich, aber der Freund schüttelte überzeugt den mächtigen Kopf u. sein eigenwilliges, etwas gedunsenes Gesicht wurde bitter.

„Sag' selber, was hätte ich schließlich davon, wenn sie mich wirklich im Stift behielten! Am Ende müßte ich mein Examen machen u. Pfarrer werden. Vikar Waiblinger! Pfarrverweser Waiblinger! Ich weiß ja nicht, was einmal aus mir werden soll, aber das nicht, das ganz gewiß nicht! Zu lernen ist hier auch nicht viel, unsere Professoren sind so Leimsieder, vielleicht den Conz ausgenommen. Nein, ich laß es darauf ankommen! Ich muß es auf eigenen Füßen probieren, wie der arme Hölderlin seinerzeit auch, u. ich bin stärker als er. Ich bin nicht so rein u. edel wie er, aber ich habe mehr Kraft u. ein heißeres Blut. Am besten wär's, ich ginge gleich jetzt davon, freiwillig, man kann nicht jung genug anfangen, wenn man sich sein eigenes Leben erobern will. Aber du weißt ja, was mich in Tüb-

eigen hält – an dieser Liebe will ich groß werden oder zu Grunde gehen!"

Er schwieg plötzlich, als habe er zu viel gesagt, u. an der ~~[illegible]~~ nächsten Ecke bot er dem andern die Hand.

„Also gut Nacht, Moritz, u. einen Gruß an den Adolph!"

„Den will ich ausrichten."

Da hatten sich die Hände geschüttelt, da wandte Moritz sich noch einmal zurück. Er blickte dem Freunde voll in die Augen u. sagte mit einem ungewöhnlich warmherzigen Ton: „Du darfst nicht vergessen, was für Gaben du hast! Glaub' mir, man muß auf viel verzichten können, wenn man groß werden u. etwas Rechtes schaffen will."

Damit ging er, u. ~~[illegible]~~ sein Freund blieb stehen u. sah ihm nach, wie der schmächtige Jüngling nun mit plötzlicher Hast gegen die Breitengasse u. das Stift hin eilte. Er, [illegible], der sonst keine Ermahnungen vertrug, war für diese Worte unendlich dankbar, denn er fühlte wohl ihren heimlichsten, ausgesprochenen Sinn: daß Moritz an ihn glaube. Das war für ihn, der so oft an sich selbst irre ward, ein Trost u. eine tiefe Erhebung.

Langsam ging er weiter, nach dem Hause seiner schönen Julie, der hübschen Schwester des Professors [illegible].

Zur selben Stunde ging Friedrich Hölderlin in seinem Turmzimmer rastlos auf u. nieder. Er hatte seine Abendsuppe verzehrt u. den Teller, wie es seine Gewohnheit war, vor die Tür auf den Boden gestellt. Er mochte nichts in seiner Klause dulden, was nicht sein Eigentum war u. zum Bestande seines in sich zurückgezogenen Daseins gehörte, nicht Teller noch Glas, nicht Bild noch Buch.

Der Nachmittag klang stark in ihm nach: das geliebte stille Gärtchen am Weinberg, die weiche frühlingshafte Landschaft, Kirschblüten u. Mittelmeerstimmungsfarben, Anblick u. Gespräch der beiden Jünglinge, namentlich jenes schönen, zarten, dessen Namen er nicht wußte. Unruhe trieb ihn, obwohl er schon müde war, immer wieder auf u. ab, hin u. her, u. manchmal blieb er am Fenster stehen u. schaute hinaus in den Abend. ~~Manchesmal~~

Manchesmal hatte er heute die Stimme des Lebens vernommen, u. sein Klang fremd u. aufregend in seiner Schattenwelt nach. Jugend u. Schönheit, geistiges Gespräch u. fremde Gedankenwelten hatten zu ihm gesprochen, zu ihm, der einst Schillers Gast u. ein Geladener an der Tafel der Götter gewesen war. Aber er war müde, er vermochte nicht mehr nach den goldenen Fäden zu greifen, nicht mehr

dem vielstürmigen Gesang des Lebens zu folgen. Er vermochte nur durch die Kunst, vereinzeltes Wohlsein seiner eigenen Vergangenheit zu finden, u. die war nichts als [unendliche] Sehnsucht ohne Erfüllung gewesen. Er war alt, er war alt u. müde.

Beim letzten Licht des hinschwindenden Tages, wenn der warme Mai rasch die Erde zur Ruh, u. unter weißen, blanken Wolken, mit denen ein verklingender Tag seinen Segens Leuchten streut, schrieb er mit seiner schönen, eleganten Handschrift diese kurzen, traurigen Klagen:

Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,
Die Jugendstunden sind wie lang! wie lang! verflossen.
April u. Mai u. Julius sind ferne,
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne.

—

—

Nicht lange nach dieser Zeit mußte Wilh. Waiblinger das Stift u. Tübingen verlassen. Er ging nach Italien u. ist arm u. verlassen als ein Kranker u. Abenteurer in Rom verstorben u. verschollen.

[illegible]

Friedrich Hölderlin [illegible] in seinem Tübinger [illegible] und hat noch zwanzig Jahre in seiner [illegible] Dämmerung fortgelebt.

—⁜—

Verzeichnis der Werke Hermann Hesses

1. Romantische Lieder. Dresden 1898. Bei E. Pierson. 44 Seiten.
2. Eine Stunde hinter Mitternacht. Leipzig 1899. Eugen Diederichs Verlag. 84 Seiten. (Vom Verfasser aus dem Handel gezogen.)
3. Hinterlassene Schriften und Gedichte von Hermann Lauscher. Basel 1901 bei R. Reich. 1908 neue Auflage unter dem Titel „Hermann Lauscher" bei Albert Langen, München. 229 Seiten.
4. Gedichte. Neue deutsche Lyriker. Herausgegeben von Carl Busse. Band III. Berlin 1902. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 196 Seiten.
5. Peter Camenzind. Roman. Berlin 1904. Verlag von S. Fischer. 260 Seiten.
6. Boccaccio. Die Dichtung. Band VII. Bei Schuster & Loeffler, Berlin 1904. 76 Seiten.
7. Franz von Assisi. Die Dichtung. Band XIII. Bei Schuster & Loeffler, Berlin 1904.
8. Unterm Rad. Roman. Berlin 1905. Verlag von S. Fischer. 294 Seiten.
9. Diesseits. Erzählungen. Berlin 1907. Verlag von S. Fischer. 308 Seiten.
10. Nachbarn. Fünf Erzählungen. Berlin 1908. Verlag von S. Fischer.
11. Gertrud. Roman. München 1910. Bei Albert Langen. 301 Seiten.
12. Unterwegs. Gedichte. München 1911. Georg Müller. 58 Seiten.
13. Umwege. Erzählungen. Berlin 1912. Verlag von S. Fischer. 309 Seiten.
14. Aus Indien. Aufzeichnungen einer indischen Reise. Berlin 1913. Verlag von S. Fischer. 198 Seiten.
15. Der Lateinschüler. (Aus „Diesseits") 1914. Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung mit Einleitung von Martin Lang und Zeichnungen von Wilhelm Schulz. 62 Seiten.
16. Roßhalde. Roman. Berlin 1914. Verlag von S. Fischer. 304 Seiten.
17. Musik des Einsamen. Neue Gedichte. Heilbronn 1915. Eugen Salzer. 84 Seiten.
18. Knulp. Drei Geschichten aus dem Leben Knulps. Berlin 1915. Verlag von S. Fischer. 164 Seiten.
19. Schön ist die Jugend. Zwei Erzählungen. Berlin 1916. Verlag von S. Fischer. 118 Seiten.
20. Am Weg. Geschichten. Konstanz o. J. (1917). Reuß & Itta. 86 Seiten.
21. Demian. Die Geschichte einer Jugend. Von Emil Sinclair. 1915. Verlag von S. Fischer, Berlin.
22. Kleiner Garten. Erlebnisse und Dichtungen. Leipzig und Wien 1919. E. P. Tal & Co., 141 Seiten.
23. Märchen. Berlin 1919. Verlag von S. Fischer. 182 Seiten.
24. Zarathustras Wiederkehr. Ein Wort an die deutsche Jugend. Berlin 1920. Verlag von S. Fischer. 44 Seiten.
25. Klingsors letzter Sommer. Erzählungen. Berlin 1920. Verlag von S. Fischer. 215 Seiten.
26. Wanderung. Mit vierzehn farbigen Bildern vom Verfasser. Verlag von S. Fischer. Berlin 1920. In Vorbereitung.

Von Anbeginn seiner literarischen Laufbahn an hat sich Hermann Hesse auch vielfach und vielseitig als Herausgeber betätigt. Mehrere Jahre hindurch war er mitverantwortlich für die bei Albert Langen erscheinende Wochenschrift „März". Seit 1919 gibt er mit Richard Woltereck „eine deutsche Monatsschrift" „Vivos voco" im Verlage Seemann & Co., Leipzig, heraus. Im Verlage Albert Langen, München, veranstaltete er eine Auswahl der klassischen deutschen Lyrik von Paul Gerhardt bis Friedrich Hebbel als „Lieder deutscher Dichter". Im Inselverlag gab er gekürzt Jean Pauls „Titan" in zwei Bänden und die „Morgenländischen Erzählungen für die reifere Jugend" (Palmblätter) heraus. Noch manches andere Werk verdankt seiner Kennerschaft und seinen Bücherliebhabereien eine Erneuerung oder Einleitung. Neuerdings betätigt sich der Dichter auch viel als Maler und Zeichner. Die Zeitschrift „Wieland" brachte im sechsten Jahrgange Heft 2 neun Abbildungen seiner eigenartigen Landschaftsbilder.

Ferner erschienen bei O. C. Recht in München elf Aquarelle aus dem Tessin als Offset-Abzüge in den Originalfarben.


Deutsche dichterhandschriften.
6. Hermann Hesse.
397078
397078

